# Lebensrichtungen.

## Roman in zwei Bänden

von

**Carl von Kessel,**

Verfasser von: „Aus dem Leben eines Junggesellen.“ — „Petersburg und Stockholm.“ — „Der Diogenes-Klub.“ — „Königstreu.“ — „Eine heimliche Ehe.“ — „Fried Eigenreich.“ — „Der Teufel auf Reisen“ — und anderer Werke.

I. Band.

Leipzig.
Hermann Dege.
1875.

Scheiner's Buchdruckerei, Würzburg.

# Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.


Seite

Erstes Kapitel.

In der Schmiede . . . . . . . . . . . . . . . . . 1

Zweites Kapitel.

Hilmar begibt sich auf Reisen . . . . . . . . . . 20

Drittes Kapitel.

Ein Besuch und dessen Folgen . . . . . . . . . 76

Viertes Kapitel.

Die Physiognomie einer kleinen Stadt . . . . . . 97

Fünftes Kapitel.

Die Schauspieler im Schlosse . . . . . . . . . . 112

Sechstes Kapitel.

Das Abenteuer im Westen . . . . . . . . . . . 158

Siebentes Kapitel.

Der Graf und Elfride . . . . . . . . . . . . 179

# Erstes Kapitel.

## In der Schmiede.

Sabbathruhe breitete sich über die Landschaft aus, mit der wir den Leser zunächst bekannt machen. Eine weite Ebene, durch welche der Pflug überall seine breiten Furchen gezogen hatte und die jetzt im frischen Grün der heranreifenden Früchte prangte, bot sich den Blicken des Beschauers dar. Einzelne Gehöfte machten sich mit ihren rothen Ziegeldächern bemerkbar, zwischen diesen lag ein großes Dorf und an dem äußersten Ende desselben, etwa zwei- bis dreihundert Schritte von den übrigen Häusern entfernt, zeigte sich ein sehr sauber gehaltenes, von einer steinernen Mauer eingefaßtes Besitzthum. Wenn man berechtigt war, hieraus den Schluß zu ziehen, daß der Eigenthümer desselben ein wohlhabender Mann sei, so konnte auch über seinen Stand kein Zweifel herrschen, denn neben dem Wohnhause be-

fand sich eine geräumige, massiv aufgeführte Halle, in welcher drei bis vier Amboße aufgestellt waren, während Zangen und gewichtige Hämmer umherlagen, so daß also das Ganze hierdurch als eine Schmiede gekennzeichnet wurde. Wir werden mit dem Leser später wieder dorthin zurückkehren, für jetzt müssen wir denselben jedoch ersuchen, sich mit uns nach dem Ufer des Flusses zu begeben, welcher in nicht unmalerischen Windungen die oben geschilderte Ebene durchschnitt nnd dadurch dem gezeichneten landschaftlichen Bilde ein lebhafteres Ansehen verlieh.

Ein Sonntag auf dem Lande ist ein Tag wirklicher Ruhe und aus diesem Grunde war es auch heute am Flusse still; in gewohnter Alltäglichkeit stürzte in ziemlich starker Strömung die Wassermasse vorüber und nur hier und da gab sich auf der Oberfläche derselben einige Unruhe kund, denn ein ziemlich scharfer Ostwind hatte sich erhoben, welcher sich durch einzelne, mit überraschender Heftigkeit hervortretende Windstöße bemerkbar machte. Mitten in dem ziemlich breiten Strome bewegte sich ein leichtes Segelboot, oder schwankte vielmehr unsicher hin und her, denn die beiden Personen, welche in demselben saßen, verstanden von der Handhabung desselben sichtlich nur wenig und lenkten das kleine Fahrzeug so ungeschickt, daß es sich bei jedem neuen Windstoß zur Seite legte und schon verschiedene Mal nahe daran ge-

wesen war umzukippen. — Ein Mann von athletischem Körperbau, der seinem Anzug nach dem besseren Arbeiterstande angehörte, hatte schon seit einiger Zeit mit steigender Aufmerksamkeit die zwei jungen Leute beobachtet, welche in dem Nachen saßen und die jetzt sichtbar bemüht waren, das Strombett zu durchschneiden, um auf diese Weise das Ufer wieder zu gewinnen.

„Heißt das nun ein Segel handhaben?" murmelte er und zuckte dabei mitleidig mit den Achseln — „da! — ungeschickter kann man sich doch nicht benehmen! — Na, ich sehe wohl, es wird Zeit, daß ich mich fertig mache, denn noch so ein Windstoß und die Nußschale treibt umgestürzt im Wasser! —"

Mit diesen Worten entledigte sich der Athlet seiner Stiefeln und seines Rockes, dann folgten Weste und Hosenträger und schließlich entäußerte er sich auch noch seines breiten Strohhutes, so daß er zuletzt nur noch mit einem leichten Sommerbeinkleide angethan war. Das Boot lief übrigens jetzt vor dem Winde und näherte sich dem Lande, indessen eine abermalige unrichtige Stellung des Segels gab demselben von Neuem eine veränderte Lage und ehe der Mißgriff wieder ausgeglichen werden konnte, wurde es nochmals von einem heftigen Windstoß erfaßt, so daß es jetzt vollständig umschlug und die beiden Insassen des Fahrzeuges in den Wellen verschwanden.

Gleichzeitig hatte sich aber auch der Fremde, welcher dies Alles vom Ufer aus mit angesehen, in's Wasser gestürzt und schwamm jetzt mit kräftigen Stößen dem Orte zu, wo die zwei Inhaber des Nachens untergegangen waren. Bald tauchten indessen Beide wieder auf und der Eine, ein ziemlich gewandter Schwimmer, sah sich jetzt nach seinem Unglücksgefährten um. Dieser befand sich allerdings in einer mißlichen Lage, er arbeitete mit beiden Händen, um sich auf der Oberfläche zu erhalten und erfaßte dabei krampfhaft eines der verloren gegangenen Ruder. Aber voraussichtlich würde dieser schwache Stützpunkt nicht von langer Dauer gewesen sein, wenn ihm nicht der Unbekannte zu Hülfe gekommen wäre.

„Machen Sie nur, daß Sie auf's Trockne kommen," rief er Demjenigen zu, welcher des Schwimmens kundig war und der jetzt eine lobenswerthe Anstrengung machte, seinem Leidensgefährten beizustehen „mit dem hier werde ich schon allein fertig werden," und dabei hatte er ihn auch schon von hinten unter den Armen erfaßt und schob ihn jetzt wie einen leichten Ballen vorwärts, so daß Beide in wenigen Minuten das Ufer erreichten.

Als die drei jungen Leute sich wieder auf dem festen Lande befanden, brach der Athlet in ein helles Gelächter aus und sagte:

„Na, diesmal ist es noch so glimpflich abgegangen

und ein kühles Bad kann am Ende bei einer solchen Hitze nichts schaden! Aber Dinge von denen man nichts versteht, die soll man bleiben lassen, das ist meine Meinung, und daß Sie von der Führung eines Bootes nicht die geringste Kenntniß besitzen, darüber will ich Ihnen nöthigenfalls ein schriftliches Zeugniß ausstellen, meine Herren," und dabei lachte der Sprecher wieder hell auf und blickte seine beiden Gesellschafter ziemlich spöttisch an.

„Wenn uns der Wind nicht in so heimtückischen Stößen zugesetzt hätte, wäre es am Ende doch wohl gegangen," bemerkte zunächst derjenige, welchem der Fremde so kräftigen Beistand geleistet hatte, „aber gleichviel, wir sind Ihnen ja selbstredend zu großem Dank verpflichtet und besonders ich bekenne mich als Ihr Schuldner und somit reichen Sie mir Ihre Hand und werden Sie mein Freund, denn Sie haben sich als ein Biedermann gezeigt."

„Ja," fügte nun auch der Andere hinzu, „diesem Urtheil meines Freundes schließe ich mich vollständig an, und in der Hoffnung, daß wir uns nicht zum letzten Mal gesehen haben, strecke ich Ihnen ebenfalls meine Hand entgegen."

Ein zufriedens Lächeln erhellte die Züge des Riesen. „Der Kleinigkeit wegen ist es nicht," bemerkte er in schlichter Weise, „aber ich freue mich jedesmal, wenn

sich die Menschen gegenseitig ohne Stolz entgegentreten, und somit nehme ich gern die mir angebotene Hand an, damit mag nun aber auch die Sache abgethan sein. —"

„Wenn Sie es wünschen, so wollen wir den Gegenstand als erledigt ansehen," bemerkte der ältere der beiden jungen Leute, „aber nähere Bekanntschaft müssen wir machen, darauf bestehe ich. —"

„Na, das kann ja geschehen," lautete die trockne Antwort, die mit einem gutmüthigen Lächeln begleitet war.

„Nun, so erlauben Sie, daß wir uns Ihnen vorstellen. Ich heiße Falkner und bin Architect. —"

„Mein Name ist Hilmar und ich bin Kaufmann," fügte der Andere hinzu.

„Nun, mich nennt man Funk und mein Gewerbe ist das eines Schmiedes. In der Woche bin ich in der Maschinenfabrik des Herrn Wolter vor dem Neuen Thor am Amboß zu finden, da hämmere ich lustig d'rauf los, aber des Sonntags treibt es mich hinaus in's Freie, oft mehrere Stunden weit, und daß man sich dabei mitunter auch nützlich machen kann, das haben Sie heute gesehen," schloß Funk, wobei sich in seinem Gesichte der Ausdruck innerer Behaglichkeit abspiegelte. Er hatte sich übrigens erhoben und indem er jetzt dem ihm zunächst sitzenden Hilmar seine breite knochige Hand

entgegenstreckte, sagte er in seiner schlichten ungezwungenen Weise:

„Leben Sie wohl, meine Herrn, es hat mich gefreut, Ihnen einen kleinen Dienst erweisen zu können.“ —

Dagegen aber protestirte der Architect. „Unter keiner Bedingung gebe ich zu, daß Sie uns verlassen, Herr Funk,“ rief er. „Sie müssen bei uns bleiben, wir kehren heute zusammen nach der Stadt zurück, für jetzt erbitte ich es mir aber als eine besondere Gefälligkeit, daß Sie uns begleiten; mein Vater wird sich herzlich freuen, Sie kennen zu lernen.—“

„Ihr Vater? — Lebt denn der auf dem Lande?“

„Allerdings. Jeden Sonnabend komme ich zum Besuch und bringe den Sonntag im elterlichen Hause zu. Nun, Sie erfüllen doch meine Bitte?“ —

Funk rückte an seinem Strohhut und kratzte sich etwas verlegen am Kopfe. „'S ist recht artig von Ihnen, daß Sie mich mit einer solchen Einladung beehren, aber sehen Sie — na, ich will's Ihnen nur gerade heraus sagen, Herr Falkner, es würde mich doch geniren — ja, ich bin gewiß überzeugt, daß mich Ihr Vater freundlich aufnehmen wird, aber die vornehmen Leute haben so ihre besondere Manieren, die unsereins nicht versteht und — na, nehmen Sie mir's nicht übel, aber ein Bischen lassen sie es doch immer fühlen, daß sie sich mehr wie unsereins dünken. —“

„Nein," lachte der Architect, „hierüber können Sie sich beruhigen; mein Vater schwingt wie Sie den Hammer: er ist ebenfalls Schmied. —"

Funk schien von dieser Erklärung überrascht, aber sein Gesicht hellte sich doch auf. „Wenn dies der Fall ist," bemerkte er, „so gehe ich mit; unter solchen Umständen werde ich mich schon bei den Ihrigen zurechtfinden. —"

„Also brechen wir auf," sagte Falkner, „die feuchten Kleider möchte ich doch gerne vom Leibe haben, denn es ist wirklich ein unbehagliches Gefühl, sich halb in einem trocknen, halb in einem nassen Zustande zu befinden. —"

In der nächsten Minute hatten sich die drei Männer erhoben und schritten jetzt rüstig der Schmiede zu. Nach einem Marsch von einer starken Viertelstunde lag die sauber gehaltene Besitzung vor ihnen und nachdem sie noch einige weitere hundert Schritte zurückgelegt, hatten sie das erwünschte Ziel erreicht.

Der alte Falkner saß in einem bequemen Sessel unter einer breitästigen Linde; ein zweiter, augenblicklich freilich leerer Stuhl und ein Tisch, auf welchem eine angefangene Handarbeit lag, führten naturgemäß zu der Vermuthung, daß das Haus auch weibliche Bewohner barg. Der Schmied war ein schöner, kräftiger, Greis, mit intelligenten Gesichtszügen und einem aus-

drucksvollen Kopf, welcher von weißen flockigen Locken eingerahmt wurde. Nichts Bäuerliches, nichts Ungeschicktes lag in seiner Haltung, im Gegentheil, eine würdevolle Ruhe, ohne jede Ueberhebung, hervorgegangen aus dem Bewußtsein behäbiger Unabhängigkeit, kennzeichnete ihn.

Als sich sein Sohn mit den beiden Gefährten näherte, richtete er sich mit einem freundlichen Gesichtsausdruck empor, obgleich nicht zu verkennen war, daß er sich durch das Erscheinen einer dritten, ihm unbekannten Person etwas überrascht fühlte.

„Nun, schon zurück?" glitt es über seine Lippen, wobei er einen fragenden Blick auf Funk warf.

„Ja Vater, wir kommen früher, als es eigentlich unsere Absicht war, und zwar aus elementaren Gründen. —"

„Aus elementaren Gründen? — Hängt das mit Deinen nassen Kleidern zusammen? —"

„Allerdings. Es ist uns ein kleiner Unfall passirt, der jedoch mit Hilfe dieses Herrn noch glücklich ablief. Der Wind hatte sich erhoben, als wir uns mit dem Boote mitten im Fluß befanden, kurz und gut, es schlug um und ehe wir es uns versahen, lagen wir im Wasser. —"

Der alte Mann machte plötzlich ein sehr ernstes Gesicht. „Welches Unglück konnte daraus entstehen,"

bemerkte er, „Herr Hilmar ist nur ein mittelmäßiger Schwimmer und Du verstehst davon gar nichts. — Nun, und dieser Herr?“ —

„Herr Funk warf sich entschlossen in den Strom und holte mich heraus.“ —

Der alte Falkner betrachtete jetzt Funk näher und seine Blicke begannen sich wieder aufzuhellen. Er reichte ihm die Hand und sagte mit bewegter Stimme:

„Aus warmen Herzen danke ich Ihnen für den geleisteten Beistand; ohne Ihre Dazwischenkunft würde voraussichtlich ein großes Unglück geschehen sein. —“

„Hat gar nichts zu bedeuten, Herr Falkner, bemerkte Funk mit einem entgegenkommenden Lächeln, „es war nur gut, daß ich zur Hand war, „im Uebrigen bitte ich aber, daß Sie der Kleinigkeit nicht weiter erwähnen. —“

Der Schmied drückte dem Maschinenbauer die Hand und wies zugleich auf den leer stehenden Stuhl. „Nehmen Sie Platz — ich freue mich Sie kennen zu lernen — ich heiße Sie aufrichtig willkommen.“

„Der Herr ist Maschinenbauer und ebenfalls Schmied,“ bemerkte der Architect, welcher im Begriff stand sich fortzubegeben, um die nassen Kleider zu wechseln.

„So?“ rief der alte Falkner überrascht und betrachtete die Riesengestalt unseres Bekannten mit noch größerem Wohlgefallen, „na, das glaube ich wohl, daß

Sie den Hammer zu führen verstehen, es muß eine Lust sein, Sie am Feuer arbeiten zu sehen.“ —

„I ja,“ entgegnete Funk im Gefühl seiner Kraft mit Selbstbewußtsein, „das Eisen möchte ich wohl kennen lernen, welches sich nicht unter meinen Schlägen krümmt! Solches gibt's nicht! Aber wissen Sie, Herr Falkner, manchmal kommt es mir doch so vor, als wenn's mir in meinem eigenen Körper zu eng würde.“ —

„Na, wie so denn?“ lachte dieser.

„Ja, wie so? Es treibt mich über die See in die weite Ferne. Ich gehöre in den Urwald, wo ich frei und ungehindert meine Kraft entfalten kann. Ich habe einen solchen Gedanken schon mehrfach zu unterdrücken versucht, aber er ist bei mir trotzdem immer wieder in neuer Stärke hervorgetreten. Und ich führe es auch noch aus, früher oder später schiffe ich über den Ocean und suche mir mit der Büchse auf dem Rücken im äußersten Westen ein Plätzchen, wo ich mich behaglich einrichten kann.“ —

„Aber haben Sie auch bedacht, welchen Gefahren und Entbehrungen Sie dabei ausgesetzt sein würden?“ bemerkte der alte Falkner.

Die Augen des Athleten blitzten auf. „Danach verlange ich ja eben. Das ewige Herumhämmern auf dem Amboß fängt schließlich an, mir langweilig zu

werden. An Luxus bin ich auch nicht gewöhnt, und somit wüßte ich nicht, was mich zurückhalten sollte." —

In diesem Augenblick näherte sich ein junges Mädchen, und das Gespräch wurde dadurch unterbrochen. „Meine Tochter Marie," bemerkte der alte Falkner, indem er mit dem Ausdruck innerer Genugthuung dieselbe Funk vorstellte, als sie an den Tisch getreten war.

Dieser war offenbar von der Erscheinung, welche sich ihm darbot, überrascht und die Verbeugung, welche er machte, war daher auch ziemlich unbeholfen. Er hatte sich jedenfalls unter der Tochter eines Schmiedes ein derbes, kräftiges Bauermädchen gedacht und hierin sah er sich nun völlig getäuscht. Schon der Anzug, welchen Marie trug, zeugte bei aller seiner Einfachheit von Schönheitssinn, denn nicht allein machte die Reinlichkeit, die sich dabei kundgab, einen sehr angenehmen Eindruck, sondern ihrem Kleide fehlte auch nicht der modische Schnitt und ihr volles, dunkles Haar war geschmackvoll geordnet. Dabei hatte ihr die Natur einen biegsamen, in anmuthigen Formen hervortretenden Körper verliehen, einen kleinen Fuß, eine zierliche Hand, einen ansprechenden Mund und ein paar Augen, deren sanfter Glanz Geist und Herz verrieth. Was aber über Marie noch einen ganz besonderen Zauber verbreitete, das war der Adel und die Würde, welche sich in ihrer ganzen Haltung kundgab. Von angelernten Wesen oder

von Geburtsvorurtheilen konnte hier nicht die Rede sein, denn das junge Mädchen war die Tochter eines einfachen, der ländlichen Bevölkerung angehörenden Mannes; die Natur war es also gewesen, die ihr Füllhorn in so reichlicher Weise über sie ausgeschüttet hatte.

„Du hast wohl schon gehört, was vorgefallen ist?“ fragte Falkner die Tochter, welche inzwischen an seiner Seite Platz genommen hatte.

„Allerdings. Bernhard hat sich auch hierbei wieder als der unüberlegte Mensch gezeigt, welcher er ewig bleiben wird. Von Herrn Hilmar durfte man freilich mehr Ueberlegung erwarten, indessen danke ich Gott, daß wir schließlich noch vor einem großen Unglück bewahrt worden sind.“ —

„Der Dank gebührt hier Herrn Funk,“ bemerkte der Schmied, denn er brachte Bernhard noch gerade zur rechten Zeit glücklich auf's Trockene.“ Marie reichte dem Maschinenbauer die Hand. „Ich habe es schon von meinem Bruder gehört, daß Sie sein Lebensretter gewesen sind. Ihnen verdanken wir es also, daß dieser Tag für uns nicht ein Tag tiefen Schmerzes geworden ist.“ —

„Na,“ sagte Funk in seiner trocknen anspruchslosen Weise, „die Sache ist ja eigentlich nur eine Bagatelle, werthes Fräulein; denn als ich sah, in welcher Weise die beiden Herrn Steuer und Segel handhabten, da

dachte ich mir auch schon, was kommen würde und bereitete mich auf den Fall vor, wo meine Hülfe nothwendig werden möchte.“ —

„Immerhin bleiben wir Ihnen tief verschuldet.“ —

„Das ich nicht wüßte,“ entgegnete der Maschinenbauer abwehrend. „Zudem,“ fuhr er nicht ohne Verlegenheit fort, „zudem bin ich ja dadurch auch schon reichlich belohnt, daß mir durch den Vorfall die Gelegenheit geboten worden ist, Ihre und Ihres Vaters Bekanntschaft zu machen.“ —

Der ehrliche Funk schien über die Galanterie, zu der er sich emporgeschwungen hatte, selbst erstaunt, während sich die Lippen Mariens zu einem leichten Lächeln kräuselten. Er gerieth dadurch noch mehr aus der Fassung und war daher sehr froh, als die beiden Helden des Tages nunmehr in trockenen Kleidern ebenfalls an den Tisch traten und dort Platz nahmen.

Die Geschwister begrüßten sich nur kalt und dem Beobachter konnte die Wahrnehmung nicht entgehen, daß dieselben kein sympathisches Band verknüpfte. Marie schenkte ihrem Bruder nur sehr wenig Beachtung und dieser fand sich ebenfalls nicht veranlaßt, ihr eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Während Hilmar nun mit Marie ein Gespräch begann und ihr einige Artigkeiten sagte, hatte der Architect diese Gelegenheit benutzt, um Funk in die neben dem Wohngebäude ge-

legene Werkstätte zu führen. Beide kehrten jetzt von dort zurück und der alte Falkner fragte den Letzteren nicht ohne Selbstbewußtsein:

„Nun, sind Sie mit dem, was Sie gesehen haben, zufrieden?" —

„Vollkommen," lautete die Antwort, „Alles in beßter Ordnung, von der kleinsten Zange bis zum schwersten Hammer! Und keiner der drei Ambosse steht leer?" setzte er fragend hinzu.

„Ich könnte noch einen Vierten aufstellen, wenn nur Raum dazu da wäre," bemerkte der alte Mann, ich habe mich bei der Eisenbahn contractlich verpflichtet und da heißt es die Arme rühren." —

„Ich erlaubte mir ein paar Schläge auf den Amboß zu thun, natürlich mit dem schwersten Hammer, den ich vorfand," fuhr Funk fort. „Ich hörte die Schläge wohl," lachte der Schmied und ich kann Ihnen sagen, daß ich nunmehr überzeugt bin, daß Sie ein vorzüglicher Arbeiter sein müssen. Jetzt wollen wir aber sehen," fuhr er lächelnd fort, „ob Sie bei einer anderen Arbeit ebenso fest zuzugreifen wissen." —

„Sie haben also eine Arbeit für mich?" —

„Allerdings, indessen nur eine solche, welche die Thätigkeit Ihrer Kinnbacken in Anspruch nimmt. Der Tisch ist gedeckt, brechen wir also auf und sehen wir in welcher Weise meine Tochter für uns gesorgt hat."

Mit diesen Worten erhob sich der Schmied und führte seine Gäste in das Staatszimmer, in welchem sogar ein Pianino aus Polisanderholz aufgestellt war. Ein langer Tisch, welcher mit kalten Speisen auf's Reichlichste besetzt war, zeigte sich den Blicken der Eintretenden. Wir wollen den Leser nicht mit der Schilderung des guten Appetits behelligen, welchen jeder der Anwesenden entwickelte, nur das dürfen wir nicht übergehen, daß nach beendigtem Mahle sich Marie auf allgemeines Verlangen auch noch an das Instrument setzte und ein Lied vortrug. Sie besaß eine umfangreiche, zu einer erheblichen Höhe sich steigernde Stimme von ungemeinem Wohllaut. Entzückt lauschten Alle und selbst Funk, der einfache Naturmensch, bei dem von einem künstlerischen Verständniß auch nicht im Entferntesten die Rede sein konnte, vermochte sich dem Zauber, welchen das junge Mädchen durch seinen Gesang auf ihn ausübte, nicht zu entziehen. Träumerisch saß er da und lauschte wie berauscht auf die an sein Ohr schlagenden Glockentöne und als Marie nun geendet hatte und ein allgemeines Bravo erscholl, da entwand sich seiner Brust ein tiefer Seufzer, er stand auf und zu der Sängerin herantretend, sagte er mit bewegter Stimme: „Fräulein, ich danke Ihnen für den Genuß, welchen Sie mir bereitet haben; ich bin nur ein einfacher Mensch, aber nun begreife ich die Gewalt, welche die Macht der Töne auf das Gemüth auszuüben ver-

mag, denn ich habe es in dieser Stunde selbst empfunden." —

Marie erwiderte unter einer leichten Verbeugung: „Das Lob, welches Sie mir ertheilen, macht mir mehr Freude, als wenn es aus dem Munde eines Kunstkenners gekommen wäre, denn Sie folgten hierbei nur lediglich den Wirkungen Ihres Gefühls, und so darf ich also hoffen, daß meine Stimme für die Zukunft, bei kunstgerechter Ausbildung, etwas zu leisten im Stande sein wird." —

„Sie wollen sich also weiter ausbilden?" fragte der Maschinenbauer.

„Ja, Herr Funk, im Einverständniß mit meinem Vater beabsichtige ich mich der Bühne zu widmen. Schon in der nächsten Zeit werde ich mich nach der Stadt begeben, um dort meine Studien zu beginnen."

„Nun, dann wünsche ich Ihnen alles Glück," bemerkte treuherzig unser Bekannter, „und Ihnen, Herr Falkner'" wandte er sich zu dem Schmied, „sage ich meinen besten Dank für die gastliche Aufnahme, die ich bei Ihnen gefunden habe." —

„Besuchen Sie uns recht bald wieder," bemerkte dieser in der herzlichsten Weise, indem er Funks Hand kräftig schüttelte.

Es war eine schöne Sommernacht und in lebhafter Unterhaltung begriffen, schritten die drei jungen Leute vorwärts. Obgleich in ihren Charakteranlagen sehr verschieden und auch, wenigstens was Funk anbelangte, in ihrer Bildung erheblich von einander abweichend, hatten die Ereignisse des Tages dieselben einander doch ganz unerwartet näher geführt, so daß wohl jeder Einzelne von ihnen im Stillen den Wunsch hegte, sich mitunter wiederzusehen. Als sie in der Stadt angelangt waren, gab der Baumeister diesem Verlangen Ausdruck, indem er, stehen bleibend, sagte:

„Nun, Herr Funk, hier trennen sich unsere Wege, aber nur für heute, denn das Schicksal hat uns zu Freunden gemacht und ich hoffe, Sie sind damit einverstanden, daß wir unsere Bekanntschaft auch weiter kultiviren. —"

„Na," entgegnete der Maschinenbauer in seiner trockenen einfachen Weise, „Gelehrte können wir schließlich doch nicht Alle sein und am Ende bleibt es sich auch gleich, denn was dem Einen im Kopf sitzt, sitzt dem Andern in den Armen! Also ich denke, wenn Jeder den Platz, wo ihn die Verhältnisse hinstellen, in nützlicher Weise ausfüllt, dann hat er auch ein Recht auf die Achtung Anderer. In diesem Sinne nehme ich Ihre Aufforderung an, außerdem bin ich aber auch ein ehrlicher Kerl und habe das Herz auf dem rechten

Fleck. Gute Nacht also, meine Herren, — auf Wiedersehen! —"

Mit diesen Worten reichte Funk seinen beiden Gefährten die Hand und war dann bald um die nächste Straßenecke verschwunden.

# Zweites Kapitel.

## Hilmar begiebt sich auf Reisen.

Zur Charakteristik Hilmars sei dem Leser gesagt, daß derselbe ein Mensch war, bei welchem sich ein überwiegender Hang zur Romantik kundgab. Deshalb hatte er sich auch vom ersten Augenblick an zu Funk hingezogen gefühlt, weil er in diesem den noch unverdorbenen, mit großer physischer Kraft ausgestatteten Naturmenschen erblickte und demselben bereits im Geiste in den Urwäldern oder Prairien Amerika's Thaten verrichten sah, die sich mit denen, welche die Cooperschen Helden vollbracht hatten, in jeder Weise messen konnten. Hilmar besaß außerdem ein hübsches Vermögen, stand ganz unabhängig da und konnte daher auch ungehindert seinen Neigungen leben, was ihn jedoch nicht abhielt, hier und da ein kaufmännisches Geschäft zu machen, wenn er dabei einen sicheren Gewinn erwarten konnte.

In der Regel pflegten sich unsere Bekannten, seitdem sie in der Schmiede Freundschaft mit einander geschlossen hatten, in der Woche ein- oder zweimal in einem Gartenlokal zusammenzufinden, wo sie ungestört scherzen und plaudern konnten. Der Architect hatte seit der verunglückten Wasserpartie aus Rücksicht auf künftige ähnliche Fälle Schwimmunterricht genommen und er that sich nicht wenig darauf zu gute, heute seinen Bekannten mittheilen zu können, daß er endlich zum ersten Mal „von der Leine losgelassen" worden sei.

„Na," meinte Funk in seiner trocknen Weise, „so ein junger Jagdhund will auch abgerichtet sein. —"

„Nun, Sie werden mich doch nicht mit einem Jagdhunde vergleichen wollen?" meinte der Baumeister, der sich in seiner Eitelkeit durch diese Aeußerung verletzt fühlte.

„Nichts für ungut, Herr Falkner," entgegnete der Maschinenbauer etwas verlegen, „da Sie aber gerade davon sprachen, daß Sie heute zum ersten Mal von der Leine losgelassen worden seien, so entschlüpfte mir unwillkürlich dieser Vergleich."

Hilmar lachte hell auf. „In gewissen Dingen Falkner," sagte er, „werden Sie doch Ihr Leben lang ein eitler, empfindlicher Mensch bleiben."

Dieser warf den Nacken herausfordernd zurück.

„Na, beruhigen Sie sich nur," setzte Hilmar hinzu, „und fahren Sie schließlich nicht noch aus der Haut, ich wüßte wirklich nicht, was wir mit derselben anfangen sollten."

Der Architect mochte inzwischen wohl selbst eingesehen haben, daß seine Empfindlichkeit eine falsch angebrachte gewesen war, denn er lachte nun selbst und sagte sein Glas erhebend:

„Sprechen wir nicht weiter davon. Angestoßen meine Herren, es lebe der Humor!"

„So ist es recht!" meinte Funk. „Na, so ein kleines Mißverständniß kann schon einmal vorkommen; ich habe eine sichere Hand, aber trotzdem thue ich doch auch mitunter einen Fehlschlag auf den Amboß. —"

„Und wer weiß zudem, ob wir uns so bald wieder wie heute zusammenfinden," bemerkte Hilmar.

„Wie so?" fragten die beiden Andern überrascht.

„Nun, die Reiselust ist wieder bei mir erwacht, ich fange an mich zu langweilen, ich will dies ewige Einerlei von mir abstreifen, ich will die Natur genießen und dabei Abenteuer aufsuchen. —"

„Schade," meinte Falkner, „in vierzehn Tagen arrangirt der Architectenverein einen großen Wassercorso, am Abend folgt Feuerwerk. Es werden sich viele junge Damen dabei betheiligen, ich hatte die Absicht Sie dazu einzuladen. —"

„Leider muß ich diesmal darauf verzichten, meine Reisedispositionen lassen sich nicht mehr abändern. —“

„Was für einen Plan haben Sie sich denn entworfen? —“

„Plan? — Lieber Freund, wenn man sich erst einen Plan macht, dann ist das Vergnügen schon halb gestört. Der Zufall soll mein Führer sein — auf's Geradewohl ziehe ich aus — ich will dabei ganz meinen Neigungen folgen. —“

„Sie kennen also selbst noch nicht den Schauplatz Ihrer künftigen Thaten? —“

„Zunächst benutze ich die Eisenbahn auf einer Strecke von etwa vierzig Meilen. Dann aber geht es landeinwärts in's Gebirge, und was dann weiter geschieht, das stelle ich meinem guten Glück anheim. —“

„Nun, ich werde inzwischen auch nicht unthätig bleiben,“ bemerkte der Architect mit einer pfiffigen Miene.

„Hm, dabei machen Sie ja ein Gesicht, als wenn Sie uns etwas zu rathen aufgeben wollten,“ lachte Hilmar.

„Die Sache ist auch vorläufig noch ein tiefes Geheimniß, dessen zarte Natur — —“

„Ach, ein Geheimniß zarter Natur! ... Da sollte man ja fast glauben, daß es sich um eine Herzensangelegenheit handelt? —“

Der Architect lächelte sehr selbstzufrieden. „Leicht möglich, daß sich während Ihrer Abwesenheit Etwas ereignet, was sehr bestimmend auf meine Zukunft einwirken wird.“

„Wie, Sie wollen doch nicht etwa heirathen?“

„Weshalb sollte ich denn nicht, wenn ich eine Frau finde, die der Neigung meines Herzens entspricht, welche geistreich, gebildet und reich an Tugenden jeglicher Art ist,“ rief Falkner mit Emphase.

„Ei der Kukuk, wo haben Sie denn diesen Edelstein entdeckt? —“

„Erlauben Sie, daß ich vorläufig noch schweige. Nur so viel will ich bemerken, im vorigen Winter, bei einem der letzten Bälle hatte ich das Glück Fräulein Wiesel vorgestellt zu werden. —“

„Und da ging Ihr leicht entzündbares Herz in Flammen auf? —“

„Wie gesagt, ich kann mich darüber nur mit der größten Zurückhaltung äußern, die Sache befindet sich noch in der Schwebe und in Herzensangelegenheiten bin ich außerdem sehr discret. —“

„Nun, dann behalten Sie Ihr Geheimniß, es wäre unzart, weiter in Sie zu dringen.“ Indessen Falkner hatte gar nicht die Absicht, sich einen solchen Zwang aufzuerlegen, seine Schwatzhaftigkeit und seine Eitelkeit ließen dies nicht zu.

„Fräulein Wiesel,“ fuhr er fort, „wird an dem Wasserkorso theilnehmen, und dann hoffe ich, daß ich Gelegenheit finden werde — —“

„Gründlich 'rein zu fallen,“ bemerkte Hilmar.

„Wie meinen Sie das?“ fragte der Baumeister, indem er eine herausfordernde Miene annahm.

„Nun natürlich meine ich blos,“ lachte der Andere, „Sie könnten das Unglück haben, in's Wasser zu fallen. So Etwas ist ja schon öfter dagewesen. —“

Falkner machte eine abwehrende Bewegung. „Der Gegenstand ist zu zarter Natur, um denselben Ihren Witzen preiszugeben. Fräulein Wiesel ist nicht blos eine schöne und gebildete Dame, sondern sie hat auch einst ein ansehnliches Vermögen zu erwarten, und dies fällt heutzutage in's Gewicht. Im Uebrigen, meine Herren, verlasse ich mich auf Ihre Discretion; ich erwarte von Ihnen eine gleiche Zurückhaltung, wie ich mir selbst auferlege.“

„Das versprechen wir Ihnen hiermit auf das Feierlichste,“ sagte Hilmar lachend, „wir werden uns an Ihrer Zurückhaltung ein Beispiel nehmen. Doch nun ist es Zeit, daß wir aufbrechen, denn ich beabsichtige schon morgen mit dem Frühesten abzureisen. —“

„Nun, ich rechne mit Bestimmtheit darauf, daß Sie recht bald etwas von sich hören lassen.“

„Darüber sollen Sie keine Klage führen. Inzwischen benutzen Sie die Wasserpartie um Fräulein Wiesel — —“

„Still, keine Namen! ich bitte um die zugesagte Discretion,“ rief Falkner.

Der Architect sah sich dabei besorgt um, als befürchte er wirklich, daß das große Geheimniß bereits von einem Uneingeweihten belauscht worden sei. Zehn Minuten später trennte sich übrigens der Baumeister von seinen Freunden. Hilmar befand sich nun mit Funk allein, und langsam den Heimweg einschlagend, bemerkte dieser:

„Es scheint mir doch, Herr Hilmar, als wenn Herr Falkner mitunter mehr spricht, als eben nöthig ist. —“

„Leider,“ entgegnete dieser, „läßt sich Solches nicht in Abrede stellen; er versteht das Leben nicht von seiner praktischen Seite zu erfassen. Dies ist ihm auch schon häufig sowohl von seinem Vater, wie von seiner Schwester gesagt worden und hierin liegt auch der Grund, weshalb er der Letzteren nicht diejenige Zuneigung schenkt, welche dieselbe verdient. —“

„Schade,“ meinte der Maschinenbauer, „er scheint doch sonst von Herzen ein guter Mensch zu sein. —“

„Das ist er auch, aber er handelt vielfach leichtsinnig, ohne zu prüfen und läßt sich vom äußern Schein blenden. Ich fürchte, dies wird sich später noch bitter an ihm rächen.“

„Sollte mir von Herzen leid thun. Na, Sie wollen also reisen? — So leben Sie denn wohl, Herr Hilmar, und wie ich Ihnen bereits gesagt habe, für Europa tauge ich nichts, in den Urwald gehöre ich und eines Tages werden Sie es erleben, daß ich ganz unerwartet vor Sie trete, um von Ihnen für eine lange Reise Abschied zu nehmen. —"

„Nun, vorläufig hat es damit doch wohl noch Zeit?" lautete die Antwort.

„Wie sich's gerade macht," meinte Funk, „kommt mir einmal etwas dazwischen, was mir gerade nicht paßt, dann kann es schon sein, daß ich einen kurzen Entschluß fasse. —"

„In einigen Monaten hoffe ich wieder zurück zu sein," bemerkte Hilmar, und dann treffe ich Sie doch bestimmt noch?"

„Möglich ist es schon. Na, glückliche Reise und vergnügen Sie sich so gut Sie können. —"

Funk schüttelte unserem Bekannten die Hand und machte sich dann schnell von demselben los, um nicht zu zeigen, wie sehr er sich in seinem Innern durch diesen Abschied bewegt fühlte. Hilmar sah ihm eine Minute nach.

„Ein gesunder Kern in einer rauhen Schale," murmelte er, „aber sicher ein treuer Freund und zuverläßiger Kamerad — eine zähe Natur, ein Mann von

festem Willen, mit der Fähigkeit begabt, jeder Gefahr kaltblütig entgegenzutreten. —"

Am andern Tage, spät am Abend, langte unser Bekannter in einem kleinen Städtchen an, wo die Eisenbahn aufhörte und der Weg in's Gebirge zu Fuß oder zu Wagen fortgesetzt werden mußte. Von einer fast vierzehnstündigen Fahrt ermüdet, nahm er sich kaum so viel Zeit, ein einfaches Abendbrot zu genießen und begab sich dann unverweilt zu Bett. Bevor er einschlief, versuchte er nochmals sich ein Reiseprogramm zu entwerfen, aber er kam damit nicht zu Stande. Er hatte die Wahl, zunächst ein etwa sechs Meilen entferntes Bad zu besuchen, aber er verwarf diese Idee bald als unzweckmäßig. Was sollte er in einem so kleinem, von Fremden überfüllten Orte? Er würde sich dort von Neuem der gesellschaftlichen Etiquette haben unterwerfen müssen. Wollte er nicht ganz vereinsamt bleiben, so mußte er Bekanntschaften machen, und sich dieser oder jener Familie anzuschließen suchen. Waren dann heirathsfähige Töchter vorhanden, so lag ihm die nicht zu umgehende Verpflichtung ob, mit Aufbietung aller seiner Kräfte den Liebenswürdigen zu spielen, wobei er es sich gefallen lassen mußte, von der Frau Mama über seine Verhältnisse ausgefragt zu werden. Dies lag aber doch nicht in seiner Absicht. Gerade dem gesellschaftlichen Zwange wollte er ja entfliehen; hatte er nun auch keine

Flügel, so meinte er doch, daß ihn seine gesunden Beine schon über Thal und Hügel hinweghelfen würden; war er müde, so wußte er, daß Mutter Natur, die Allgütige, gern bereit war ihm im grünen Walde, an kühlmurmelnde Quelle, oder im Wiesengrunde, am Abhang eines Berges, ein behagliches Plätzchen anzuweisen, und wenn es sich um die Abspielung einer kleiner Idylle handelte, nun, dann fand er den Stoff dazu doch in viel anziehender und genußreicherer Weise, wenn er mit einem rothwangigen, blauäuigen Kinde der Natur verkehrte, das sich doch wenigstens seine volle derbe Frische bewahrt hatte.

Solche Gedanken umwogten unseren Bekannten und immer mehr neigte er sich der Ansicht zu, daß es besser sei, von einem Programm abzustehen und sich lediglich vom Zufall leiten zu lassen. Als ihm schließlich die Augen zufielen, stand der Entschluß bei ihm fest, sich am nächsten Morgen zu Wagen nach dem etwa drei Meilen entfernten Städtchen Königshofen zu begeben, dessen Lage gestattete, nach rechts und links lohnende Streifpartien in's Gebirge zu machen. Halb apathisch, halb auch wieder von jener Unruhe befallen, welche sich in der Regel des Reisenden bemächtigt, wenn er seine Rechnung bezahlt hat und nun auf den Augenblick wartet, wo er seine Reise fortsetzen kann, saß Hilmar am anderen Morgen auf der grün angestrichenen Bank vor dem Hôtel und harrte des Augenblicks, wo der von ihm

gemiethete Wagen erscheinen würde. Da trat plötzlich aus dem Innern des Hauses ein Herr, welcher die unzweifelhafte Absicht hatte ihn anzureden. Es war ein Mann etwa in der Mitte der Vierziger, mit einer hervortretenden, intelligenten Stirn, mit krausgelocktem schwarzem Kopfhaar, durch das sich indessen schon einige Silberfäden zogen und welches vorn mit einem kahlen Scheitel endete. Im Uebrigen war sein Anzug einfach aber anständig und nur der weiße Filzhut stach etwas gegen den dunkelen Paletot ab.

Der Unbekannte wendete sich, wie gesagt, unmittelbar nach dem Heraustreten an unsern Reisenden und seine Kopfbedeckung lüftend, sagte er unter einer höflichen Verbeugung:

„Verzeihen Sie, mein Herr, aber ich höre soeben, daß Sie sich zu Wagen nach Königsruhe begeben wollen. Auch mein Reiseziel ist dorthin gerichtet. Da ich nun bei dem jetzigen starken Fremdenverkehr trotz aller Mühe kein Fuhrwerk aufzutreiben vermochte, so erlaube ich mir die Frage, ob Sie mir gegen Erstattung der Hälfte der Kosten erlauben wollen, Ihnen Gesellschaft zu leisten? Mein Gepäck ist nur klein und wird daher nicht viel Raum einnehmen.“ —

Hilmar fand diesen Antrag ganz seinen Wünschen entsprechend, denn nun brauchte er den Weg nicht allein zurückzulegen und hatte die Aussicht, sich unterwegs mit

einem dem Anschein nach gebildeten Manne unterhalten zu können. Er erwiderte daher unter einer entgegenkommenden Verbeugung: „Es ist mir sehr angenehm, noch im letzten Augenblick einen Reisegefährten gefunden zu haben. Lassen Sie nur Ihren Koffer oder Ihr Felleisen herbeischaffen, nichts hindert uns dann, aufzubrechen.“

Dies war denn auch bald geschehen und eine Viertelstunde später hatten die beiden Reisenden das kleine Städtchen hinter sich.

„Sie kennen vielleicht die hiesige Gegend?“ fragte Hilmar.

„Nein, mein Herr, ich mache diese Tour zum ersten Mal.“

„Ich heiße Hilmar, darf ich nun auch um Ihren Namen bitten?“ —

„Ich heiße Werner und bin der Director einer herumziehenden Schauspielergesellschaft.“ —

Unser Bekannter war über dieser Erklärung ebenso überrascht, wie erfreut. Jetzt bot sich ihm doch die Aussicht dar, seinen Hang zu romantischen Abenteuern zu befriedigen; unter einem so bunt zusammengesetzten Völkchen konnte es ihm ja gar nicht an Gelegenheit fehlen, Charakterstudien zu machen und ein lustiges, ungebundenes Leben zu führen.

„Sie haben also die Absicht, in dem kleinen Städtchen Vorstellungen zu geben?" —

„Das will ich allerdings und deßhalb reise ich nach Königsruhe. Meine Truppe folgt mir morgen dorthin nach. Wenn ich die obrigkeitliche Erlaubniß erhalte, will ich dort einen Cyklus von Vorstellungen eröffnen." —

„Nun, die wird Ihnen doch nicht verweigert werden. Allgemein ist man jetzt doch wohl zu der verständigen Ansicht gekommen, daß das Theater eine Bildungsschule für das Volk sein soll." —

Herr Werner zuckte mit den Achseln. „Das sollte es allerdings sein und ich gebe mir auch alle Mühe, in diesem Sinne zu wirken. Auch unter den Mitgliedern meiner Truppe suche ich, so gut es geht, Ordnung zu halten. Obgleich ich nun auf diese Weise bemüht bin, in sittlicher Beziehung eine möglichste Garantie zu leisten, so besteht doch in den kleinen Städten bei den Ortsbehörden noch vielfach ein großes Vorurtheil gegen uns arme Schauspieler und ich bin daher noch keineswegs sicher, ob ich in Königsruhe die Erlaubniß erhalten werde, meinen Thespiskarren aufzuschlagen." —

Es lag viel Verständiges, ja auch viel Solides in den Worten des Directors und unser Bekannter fühlte sich daher von vornherein zu ihm hingezogen.

„Um Vergebung," fragte er, „führen Sie dieses Wanderleben schon lange?" —

„Erst seit einem Jahr, indessen kann ich Sie versichern, daß ich nicht auf Rosen wandle. Aber es liegt nun einmal in der Natur des Menschen, eine möglichste Selbständigkeit zu erstreben und dies hat auch mich veranlaßt, meine nicht ohne Glück begleitete Laufbahn als dramatischer Bühnenkünstler aufzugeben und dagegen den Commandostab über ein aus den verschiedensten Elementen zusammengesetztes Völkchen zu führen. Meine Frau, welche früher eine recht tüchtige Sängerin war, unterstützt mich dabei nach Kräften und so haben wir bisher mit ziemlichen Glück gegen das launenhafte Schicksal und gegen die Unebenheiten des Lebens angekämpft. —“

Diese Erklärungen, welche Werner mit ruhiger Stimme abgab, nahmen Hilmar noch mehr für denselben ein. Er war jedenfalls ein in seinem Fach bewanderter Mann und es mangelte ihm nicht der sittliche Ernst; aber auch sonst entwickelte er im Laufe der weiteren Unterhaltung eine nicht ungewöhnliche Bildung und war namentlich über die deutschen Theaterzustände genau unterrichtet. Hilmar erklärte ihm nun ebenfalls, daß er lediglich des Vergnügens halber reise, daß er sich sehr für das Bühnenleben interessire, daß er viel Hang zur Romantik besitze und daß er glaube, gerade ein so freies herumziehendes, zwangloses Leben würde seinen Neigungen zusagen. Herr Werner lachte: „Ich will

wohl zugeben," bemerkte er, „daß dies auf kurze Zeit der Fall sein mag, besonders wenn man ein solches Nomadenleben zu jeder Zeit wieder aufgeben kann, sobald es Einem nicht mehr zusagt. Jedenfalls würde Ihnen der Humor nicht ausgehen, denn Leichtlebigkeit muß meiner, aus den buntesten Elementen zusammengesetzten Wandertruppe, über die Entbehrungen und Sorgen des Lebens hinweghelfen. —"

„Nun," sagte unser Bekannter, indem er seinem Reisegefährten die Hand reichte, „jedenfalls freue ich mich, daß mich der Zufall Sie hat kennen lernen lassen. Für die nächsten Tage bleiben wir ja zusammen und dann wird sich wohl Gelegenheit finden, über diese Sache noch weiter zu sprechen."

„Ich will Ihnen weder zureden noch abreden," bemerkte der Director, „im Voraus kann ich Ihnen aber versichern, daß Sie sowohl mir wie den Mitgliedern meiner Gesellschaft ein willkommener Gast sein werden. Ich bin der Vorsteher einer Republik," fuhr er humoristisch fort, „und als solcher übe ich nur eine beschränkte Gewalt. An einem genügend freien Spielraum für Ihre Wünsche und Neigungen wird es Ihnen daher auch nicht fehlen, denn die Lebensanschauungen, welche sich bei uns geltend machen, sichern jedem Einzelnen die möglichst größte Freiheit. —"

Man hatte inzwischen unter diesen Gesprächen das

kleine Städtchen erreicht und der Kutscher, wohl vertraut mit der Oertlichkeit, setzte unsere Reisenden am ersten, am Markt gelegenen Gasthof, im „Löwen" ab. Dienstfertig erschien der Kellner und der Hausknecht, die sich der Reiseeffecten bemächtigten, während der Wirth mehr im Hintergrund stand und jetzt eine ziemlich ungeschickte Verbeugung machte, als Hilmar und Werner an ihm vorüberschritten. Er folgte Beiden jedoch unmittelbar in's Gastzimmer und das Eckige und Linkische in seiner Haltung, verbunden mit einem Gesicht, welches den Stempel des Phlegmas und des geistigen Stumpfsinnes zur Schau trug, traten erst jetzt recht deutlich hervor. „Das ist etwas für meinen Komiker, an dem hier kann er eine Studie machen," flüsterte Werner Hilmar zu.

„Das Pulver scheint der Biedermann allerdings nicht erfunden zu haben," gab dieser lachend zurück.

Inzwischen bemühte sich der Löwenwirth doch möglichst höflich zu sein. Er schob sogar zwei Stühle heran, wobei er jedoch in's Holpern kam. Sich verbeugend sagte er:

„Wollen die Herrn nicht Platz nehmen? Schönes Wetter, das muß wahr sein, und an Gästen fehlt es Gott sei Dank auch nicht!... Meine Frau ist in der Küche beschäftigt, und so müssen Sie denn schon mit

mir fürlieb nehmen, obgleich sie in der Regel sonst selbst das Geschäft besorgt. —"

Herr Lämmlein lachte bei diesen Worten sehr humoristisch, indem er dabei seinen breiten Mund weit aufriß und ein Gesicht machte, als wenn er schon gewohnt wäre, bei jeder Gelegenheit über sich selbst zu lachen. Daß Hilmar und der Director nach diesem Durcheinander von Worten von den oratorischen Talenten des Löwenwirthes keinen zu hohen Begriff faßten, wird den Lesern wohl natürlich erscheinen. Später erfuhren sie denn auch, daß Herr Lämmlein eine sehr untergeordnete Stelle in seinem eigenen Hause spielte und daß sich derselbe namentlich wegen seiner Ungeschicklichkeit einen ziemlich ausgedehnten Ruf erworben hatte. Seine Frau, desto rühriger und tüchtiger, suchte ihn deshalb auch so wenig wie möglich mit den einkehrenden Fremden in Berührung zu bringen. Immer war dies indessen nicht zu vermeiden und so ereignete es sich eines Tages, daß der biedere Löwenwirth wegen Unpäßlichkeit des Kellners selbst die Bedienung seiner Gäste bei Tisch übernehmen mußte. Bei aller Mühe die er sich gab, passirte ihm indessen auch diesmal wieder das Unglück, daß er stolperte und das Kleid einer Dame mit Bratenbrühe übergoß. Entrüstet eilte diese zu der Wirthin in die Küche und rief in ihrem gerechten Zorn:

„Da sehen Sie einmal, Frau Lämmlein, was Ihr Kellner angerichtet hat! — ich begreife wirklich nicht, wie Sie einen so ungeschickten Menschen noch länger behalten können! —"

„Sie haben vollkommen Recht," erwiderte die schlaue Gastgeberin mit der Miene des tiefsten Bedauerns, „ich habe mir auch schon längst vorgenommen ihn fortzuschicken und meine Geduld ist nun wirklich zu Ende. —"

Herr Lämmlein, welcher dieses Gespräch an der Thüre belauschte, sagte später zu seiner Frau, indem er sich vergnügt die Hände rieb:

„Das hast Du gut gemacht, besser konntest Du mir nicht aus der Verlegenheit helfen — ja, ja, es kommt Alles darauf an, wie man eine Sache anfaßt! —"

„Und das verstehst Du meisterhaft," erwiderte die kleine runde Wirthin, indem sie mitleidig mit den Achseln zuckte.

„Werden die Herrn zur Nacht hier bleiben?" fragte der Besitzer des „Löwen," indem er dabei an eine auf dem Tisch stehende Flasche stieß und diese umwarf.

„Allerdings," antwortete der Director, „meine Truppe folgt mir nach. Können Sie die nöthigen Zimmer für dieselbe zur Disposition stellen? —"

Der ehrliche Löwenwirth riß den Mund gewaltig auf und glotzte Werner fragend an. „Truppe?" — War der Fremde Quartiermacher? — Aber Quartier-

macher reisen doch sonst gewöhnlich in Uniform? — Für Herrn Lämmlein war die an ihn gerichtete Frage offenbar ein Räthsel, welches zu lösen er sich vergebens bemühte. Er berechnete in Gedanken die Zahl seiner Zimmer und brachte dabei eine Compagnie in Anschlag. Die Lippen des Directors kräuselten sich, er schien den Ideengang des Gastgebers zu errathen und um denselben auf den richtigen Weg zu leiten, setzte er mit einem halb gutmüthigen, halb ironischen Lächeln hinzu:

„Ich bin nämlich der Director einer Schauspielergesellschaft und werde mich mit derselben vielleicht längere Zeit hier aufhalten. —"

Jetzt ging Herrn Lämmlein ein Licht auf. Offenbar fiel ihm ein Stein vom Herzen, als er hörte, daß es sich nicht um eine Compagnie Soldaten handelte.

„Wie stark ist denn Ihre Gesellschaft?" fragte er Werner.

„Nun, es sind zehn Personen, theils Herrn, theils Damen. —"

„Dann kann Rath geschafft werden," meinte der Löwenwirth. „Im Hinterhause habe ich gerade noch vier Zimmer leer, die werden wohl ausreichen? —"

„Ganz gewiß, meine Leute machen keine großen Ansprüche; sie wissen sich zu behelfen. —"

Hiermit war diese Angelegenheit geordnet und Hilmar und sein neuer Bekannter schritten nun zur Er=

ledigung eines zweiten, nicht minder wichtigen Gegenstandes, indem sie sich zu Tisch setzten und den Speisen reichlich zusprachen.

Am Abend versammelten sich die Honorationen des Ortes im Löwen und als einmal das Eis gebrochen war, zeigten sich die Leute sehr gemüthlich. Man lachte und scherzte und erging sich in allerlei Witzen.

„Wir hielten Sie anfänglich für ein paar Luftschnapper", bemerkte einer der Anwesenden, und nahm dabei eine pfiffige Miene an.

Die gesammte Gesellschaft brach in ein Gelächter aus, in welches Werner und Hilmar einstimmten.

„Sie müssen nämlich wissen," ergänzte der Justizamtmann, eine kleine korpulente Persönlichkeit mit ein paar lebhaften runden Augen, „daß wir bei uns alle Diejenigen mit diesem Namen bezeichnen, welche sich aus der verdorbenen Atmosphäre der großen Städte auf einige Zeit hierher in's Gebirge flüchten, um sich an der reinen gesunden Luft zu erholen und zu stärken."

„Der Ausdruck ist charakteristisch genug," bemerkte Werner, „es liegt wirklich etwas Wahres darin. —"

Hilmar hatte sich inzwischen mit einem neben ihm sitzenden Herrn, der sich als Arzt zu erkennen gab, in ein Gespräch eingelassen.

„Ich muß Sie nur mit einigen Persönlichkeiten hier in der Gesellschaft näher bekannt machen," flüsterte der-

selbe. „Hören darf es freilich Niemand, denn ich bin wegen meiner bösen Zunge ziemlich verschrieen.“

„Nun,“ lautete die Antwort, „ich liebe ebenfalls einen Scherz und so werden Sie jedenfalls einen aufmerksamen Zuhörer an mir finden. —“

„Das Ländchen enthält kaum so viele Einwohner wie bei Ihnen ein großer Kreis,“ fuhr der Doctor fort. „Dennoch sind wir mit einem vollständigen Regierungsapparat ausgestattet und unser Beamtenthum trägt den Kopf gewaltig hoch. Betrachten Sie zum Beispiel dort den Herrn mit der dicken rothen Nase, welcher sich so gravitätisch in eine Rauchwolke hüllt. —“

„Nun? —“

„Nun, der Mann bekleidet ebenfalls ein Amt und er hält sich für einen großen Geist in unserem Duodezstaate. Er heißt Schöps und der Zopf, welcher ihm herunterhängt, kommt mir so charakteristisch vor, daß ich ihn zum Regierungsschöps habe avanciren lassen. Wenn Sie ihn näher kennen lernen, so werden Sie finden, daß er diese Rangerhöhung wohl verdient. —“ Der Doctor lachte bei dieser Bemerkung hell auf und der Regierungsschöps warf einen mißtrauischen Blick auf ihn.

„Jener Herr dort,“ fuhr der Arzt fort, welcher in der Sophaecke lehnt und seine langen Beine behaglich von sich streckt, ist Heinrich der Erste. —“

„Wie soll ich das verstehen? —"

„Das bedarf allerdings einer kleiner Erklärung Er ist ein früherer Beamter und lebt jetzt auf dem Lande. Am Ersten jeden Monats erscheint er jedoch hier regelmäßig, um seine Pension zu erheben. Allgemein wurde er nach seinem Vornamen der „„lange Heinrich"" genannt, das gefiel ihm aber nicht und so habe ich ihm denn den Spitznamen: „„Heinrich der Erste"" gegeben, was seiner Eitelkeit mehr zusagt. —"

In diesem Augenblick trat ein junger Mann ein, welcher, nachdem er die Gesellschaft begrüßt hatte, ebenfalls am Tische Platz nahm.

„Nun, wo kommen Sie her, Herr Kandel?" fragte der Justizamtmann.

„Ich war auf dem Eiskeller, die Bergkapelle spielte."

„Haben Sie sich gut amüsirt? —"

„Nicht besonders, Herr Amtmann. Die „„Dämlichkeit"" war zu stark vertreten und das liebe ich nicht, man ist dann zu sehr genirt — man kann sich nicht frei bewegen und verfällt zuletzt in Langweiligkeit. —"

„Ja, ich bin auch der Meinung," rief Heinrich der Erste, daß es jetzt an den öffentlichen Vergnügungsorten zu „„dämlich"" zugeht. Als ich jung war, da machte sich die „„Dämlichkeit"" höchstens beim Vogelschießen oder bei der Kirmeß bemerkbar. —"

„Was wollen denn die Herrn eigentlich mit diesem Ausdruck sagen?“ fragte unser Bekannter seinen Nachbar.

Der Doctor lachte. „Ja sehen Sie, das ist hier ein ganz gebräuchlicher Ausdruck. Unter Dämlichkeit verstehen die guten Leute nämlich Damen, und keiner unserer Schönen fällt es ein, gegen diese doch eben nicht schmeichelhafte Benennung Protest einzulegen. —“

„Nicht übel!“ meinte Hilmar. „Ich danke Ihnen übrigens für Ihre humoristische Mittheilungen bestens, dieselben haben mir wirklich viel Spaß gemacht. —“

Unser Bekannter drückte dem Arzte die Hand und empfahl sich nunmehr den übrigen Gästen. Ermüdet schlief er bald ein. Der nächste Tag brachte ihm ja überdies wieder etwas Neues; er sollte dann die Mitglieder der kleinen Truppe, welche unter Werners Leitung stand, kennen lernen, und nach dem Grade wie diese ihm zusagten, wollte er sich dann entscheiden, ob er sich der Gesellschaft für einige Zeit anschließen würde. Für jetzt sehnte er sich aber nach einem erquickenden Schlaf, er wendete sich daher zur Seite und schon nach wenigen Minuten schloß er die müden Augen.

Director Werner hatte den Vormittag des andern Tages dazu benutzt, um verschiedene Geschäftsgänge zu machen und sich namentlich dem Bürgermeister vorzustellen, um von demselben die Erlaubniß zur Aufführung einiger Theaterstücke zu erwirken.

Hilmar begann sich in seinem Zimmer zu langweilen und begab sich daher in die für den allgemeinen Verkehr bestimmte Gaststube, wo er Heinrich den Ersten bereits damit beschäftigt fand, die zweite Hälfte eines stattlichen Kapauns zu vertilgen. Dieser erwiderte sehr höflich die Begrüßung unseres Bekannten und bald waren Beide in einem Gespräch begriffen.

„Ich sah gestern, wie Sie sich mit dem Doctor Hassel eifrig unterhielten," begann der lange hagere Herr, „und ich kann mir schon denken, wovon die Rede gewesen sein wird. —"

„Von ganz harmlosen Dingen. —"

„Der Doctor ist ein Schalk," fuhr Heinrich der Erste fort, „Niemand ist vor seiner bösen Zunge sicher. Auch mir wird er wohl wieder Eins angehängt haben, indessen mit solchen Klopffechtern lasse ich mich nicht ein und wie Sie sehen, beeinträchtigt es auch nicht meinen Appetit. —"

„Sie fassen die Sache wohl etwas zu scharf auf," entgegnete ausweichend unser Bekannter. Hierauf folgte eine heftige abwehrende Bewegung mit der Gabel, die Heinrich eben zum Munde führen wollte.

„Ich kenne meine Pappenheimer," rief derselbe, „der Doctor kann nicht Ruhe halten und hat sich durch seinen bösen Mund viele Feinde gemacht. Aber das Damoklesschwert schwebt schon lange über ihn und

hoffentlich wird er über Kurzem den gerechten Lohn für seine Thaten — —"

Heinrich dem Ersten blieb das Wort „empfangen" plötzlich in der Kehle stecken und auch die Gabel, welche er noch soeben in einer Weise geschwungen hatte, als wolle er mit derselben Hassel wie einen Frosch aufspießen, entsank seiner Hand. Diese Metamorphose wurde durch das unerwartete Erscheinen des Arztes hervorgerufen. Heinrich fürchtete offenbar einen Zusammenstoß mit dem schlagfertigen Gegner und zog es vor, noch vor Beginn des Gefechts einen schleunigen Rückzug anzutreten, denn erhob sich schnell, ergriff seinen Hut und schlüpfte unter einer Verbeugung, schneller als dies nöthig war, zur Thüre hinaus.

Der Doctor lachte hinter ihm her, doch gab der Eintritt Werners der Unterhaltung eine andere Wendung.

Verdrüßlich ließ er sich einen Stuhl nieder und wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

„Nun, sind Sie auf Schwierigkeiten gestoßen?" fragte Hilmar.

„Der Bürgermeister sucht wenigstens die Entscheidung in die Länge zu ziehen; er behauptet, er könne in einer solchen Angelegenheit nicht allein entscheiden und müsse dem Gemeinderath darüber Vortrag halten. —"

„Er wird wohl erst seinen Freund, den Pfarrer zu Rathe zu ziehen," bemerkte Hassel, „und dieses ist ein Pietist vom reinsten Wasser."

„Inzwischen kann ich aber hier zwei bis drei Tage müßig zubringen und muß vielleicht doch noch unverrichteter Sache abziehen," rief der geplagte Director. —

„Es hilft aber doch nur einmal nichts," tröstete unser Bekannter, „denn mit Gewalt läßt sich nichts ausrichten. Also fort mit den Sorgen und lassen Sie uns zusehen, was für einen Wein sich Herr Lämmlein hält." —

„Meinetwegen," rief Werner, „das Grübeln nutzt wirklich nichts. Ich habe oft die Erfahrung gemacht, daß das, was uns nun einmal vom Schicksal bestimmt ist, trotz der größten Vorsicht und ungeachtet alles Sträubens schließlich doch nicht in Erfüllung geht." —

Der Schauspiel-Director war ein in jeder Beziehung liebenswürdiger Mann, welcher eigentlich nie aus seiner Ruhe und Fassung kam, wenn es auch sein mit vielen Sorgen und Mühen verknüpfter Beruf mit sich brachte, daß sich mitunter eine Wolke auf seiner Stirn lagerte, doch sein guter Humor gewann immer wieder die Oberhand und als jetzt die zweite Flasche angebrochen wurde, kehrte auch seine gute Stimmung zurück. Er verstand es, gut zu sprechen und seinen Mittheilungen durch die Form, in welche er sie kleidete, einen besonderen Reiz zu verleihen, und da er ein bewegtes Leben

hinter sich hatte, so war auch kein Mangel an pikantem Stoff vorhanden.

Von Hilmar war bisher noch immer eine angemessene Zurückhaltung beobachtet worden, wie dies ja auch ganz in der Natur der Sache liegt, wenn man eine neue Bekanntschaft angeknüpft hat, aber er fühlte sich in so wohlthuender Weise durch den Umgang mit Werner berührt, daß sich diesem bald sein ganzes Herz erschloß und er keinen Anstand nahm, sich ohne Rückhalt gegen ihn auszusprechen.

„Sie wissen ja," begann er, „wie sehr ich für die Kunst, welche Sie vertreten, schwärme und gerade das herumziehende Leben, welches Sie mit Ihrer Truppe führen, hat für mich einen besonderen Reiz. Ich bin begierig, die Mitglieder Ihrer Gesellschaft kennen zu lernen und sagen mir dieselben nur einigermaßen zu, so lasse ich mich bei Ihnen als Volontair anwerben."

„Für mich könnte dies natürlich nur im höchsten Grade angenehm sein," bemerkte der Director, „und nützlich würden Sie sich gewiß auch zu machen wissen, davon bin ich überzeugt."

„Glauben Sie wohl, daß ich im Stande wäre, gelegentlich einmal eine Rolle selbst zu übernehmen?" fragte Hilmar und blickte dabei den Director nicht ohne Spannung an.

„Nun, weßhalb denn nicht,“ entgegnete dieser. „Sie haben ein gutes Organ, es ist Ihnen die Gabe eigen, sich leicht in eine Rolle hineinzufinden, Sie besitzen also auch das erforderliche Auffassungsvermögen. Aus einzelnen kleinen Vorträgen, die Sie mir gehalten, habe ich ersehen, daß Sie es verstehen, sich mit recht vielem Geschick auszudrücken und da Ihre Bewegungen natürlich und voll Anstand sind, so glaube ich, daß es nur einiger praktischer Uebung bedürfen würde, um Ihnen einen Erfolg zu sichern.“ —

„Meinen Sie wirklich?“ rief der junge Mann und blickte dabei Werner halb befriedigt, halb zweifelhaft an.

„Ganz bestimmt glaube ich es,“ sagte dieser. „Hätt' ich eine andere Ueberzeugung, so würde ich dieselbe ebenso offen aussprechen. Wollen Sie daher später einmal in irgend einem kleinen Stück debütiren, so bin ich gern bereit, Ihnen mit Rath und That zur Seite zu stehen.“ —

„Nun, ich halte Sie beim Wort, aufgeschoben ist ja nicht aufgehoben. Bei der Nachsicht, welche Sie gegen mich an den Tag legen, wage ich es übrigens, Ihnen ein kleines Geständniß abzulegen.“ —

„Da bin ich wirklich neugierig.“ —

„Nun, kurz und gut, ich habe der Versuchung nicht widerstehen können, ein kleines Stück zu schreiben. Ich führe das Manuscript bei mir und wenn Sie es er-

lauben, werde ich Ihnen dasselbe gelegentlich zur Prüfung übergeben.“ —

„Das ist ja allerliebst. Eignet es sich zur Aufführung, so setze ich es auf das Repertoir und dann entschließen Sie sich vielleicht, darin mitzuwirken.“ —

Hiermit hatte das Gespräch vorläufig ein Ende. Die Herren trennten sich, denn es war zwischen ihnen die Verabredung getroffen worden, sich im gegenseitigen Verkehr niemals einen Zwang aufzuerlegen. Gegen drei Uhr des Nachmittags schmetterte ein Posthorn und unmittelbar darauf bog die Diligence, welcher zwei Beiwagen folgten, um die Ecke und hielt vor dem Löwen.

„Da sind meine Schutzbefohlenen!“ rief Werner und eilte auf die Straße, um die ankommenden Schauspieler zu begrüßen. Auch Hilmar folgte, von einer natürlichen Neugierde getrieben, denn da er nun einmal mit der Absicht umging, sich der Truppe für einige Zeit anzuschließen, so wollte er doch auch so bald wie möglich einen, wenn auch vorläufig nur oberflächlichen Ueberblick über die Mitglieder derselben gewinnen. —“

Daß Werner sein Amt als Director in humaner Weise verwaltete, konnte man sogleich aus der Art ersehen, wie er bei seinem Erscheinen von den Schauspielern empfangen wurde. Die Herren grüßten zuvorkommend und die Damen steckten die Köpfe zu den

Wagenfenstern hinaus und nickten lebhaft und schwenkten wohl auch theilweise die Taschentücher. Hilmar hatte genügende Gelegenheit interessante Beobachtungen anzustellen. Auf dem vordersten Wagen, auf dem Bock, saß neben dem Postillon ein Herr im Alter von einigen dreißig Jahren, welcher ein ziemlich verdrießliches Gesicht machte und der, ungeachtet das Thermometer einige zwanzig Grad im Schatten zeigte, dennoch eine Pelzmütze über die Ohren gezogen und einen dicken Plaid um die Schultern geschlagen hatte. Es war dies, wie Hilmar später erfuhr, eine sehr wichtige Persönlichkeit bei der kleinen Truppe, denn er spielte sowohl die tragischen wie die komischen Rollen, war auch Coupletsänger und versah das Amt eines Inspicienten. Wie Werner unserem Bekannten nachher mittheilte, litt Herr Sturmvogel stark an Hypochondrie und setzte sich in Folge dessen allerhand närrische Dinge in den Kopf. So bildete er sich unter Anderem auch ein, er werde fortwährend von Erkältungen heimgesucht und sei dieser Gefahr gerade mitten im Sommer am meisten ausgesetzt, weshalb er sich auch heute in der von uns beschriebenen Weise dagegen schützen zu müssen geglaubt hatte. Im Uebrigen war er in der Regel wortarm und mürrisch, sobald er aber als Künstler die Bühne betrat, zeigte er sich als ein ganz anderer Mensch und verstand es, die Zuschauer durch sein gewandtes Spiel

zum Beifall hinzureißen. Er hätte schon längst bei einem stehenden Theater ein gutes Engagement erhalten können, aber er wollte sich nicht von Werner trennen, weil er wußte, wie nützlich er demselben war, und dieser sah denn auch wieder mit vieler Nachsicht und Geduld über Sturmvogels Launen und Eigenheiten hinweg, indem er die uneigennützige und biedere Handlungsweise desselben wohl zu würdigen wußte.

Die Directorin stand zwar schon in dem Lebensalter einer Vierzigerin, aber sie hatte sich sehr gut conservirt, denn es zeigte sich keine Falte in ihrem Gesicht, ihr Haar war noch voll und tadellos und ihre lebhaften dunklen Augen übten noch immer eine fesselnde Wirkung aus.

Jetzt zeigte sich auch die Gestalt einer jungen, etwa zwanzig Jahre alten Dame, deren ganze Erscheinung etwas Sylphenartiges zur Schau trug. Ein blonder Lockenkopf und ein schlanker Hals wiegten sich auf ein paar wohlproportionirten abgerundeten Schultern, während der übrige leichtgebaute Körper auf zwei Füßen ruhte, die an Zierlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Besonders ansprechend aber war der verführerische Glanz ihrer Augen, in welchen sich ein Gemisch von Lebenslust, Schalkhaftigkeit und kokettem Leichtsinn aussprach. Mit einem Satz war sie zum Wagen hinaus und indem sie sich leicht wie eine Feder

um sich selbst zu drehen schien, machte sie plötzlich gegen den Director eine sehr anmuthige Verbeugung und blickte ihm lächelnd in's Gesicht.

„Nun, wie geht es, Fräulein Brausewind?“ fragte dieser, indem er den Gruß auf das freundlichste erwiderte.

„Wie soll es gehen? Ich langweile mich zum Sterben,“ rief die Soubrette, „und wenn nicht bald einiges Leben in dieses Einerlei kommt, so lege ich mich nieder und werde Ihnen zum Possen krank! —“

„Nun, verlieren Sie nur nicht die Geduld,“ lachte Werner, „vielleicht bin ich im Stande Ihnen eine angenehme Ueberraschung zu bereiten. —“

„Eine Ueberraschung?“ rief Phöbe (Diesen Namen hatte sich die junge Dame beigelegt). „Ei, das wäre ja herrlich! Haben Sie vielleicht irgend einen Prinzen aufgetrieben, welcher incognito reist?“

„Nun, muß es denn gerade ein Prinz sein?“ fragte der Director.

Phöbe erwiderte hierauf nichts. Sie trillerte:

„Für so ein einfaches ländliches Mädchen
Bin ich doch wahrlich schön genug. —“

und schlüpfte unter einer anmuthigen herausfordernden Verbeugung in's Haus.

Inzwischen war aus dem Innern der Postchaise auch noch ein anderes weibliches Mitglied der Truppe

mit Hülfe des Conducteurs glücklich an's Land gesetzt worden. Diese Dame erfreute sich einer ziemlichen Korpulenz und hieß eigentlich Frau Müller, wurde aber von den Mitgliedern der Werner'schen Gesellschaft stets nur die „Tante" genannt. Sie spielte auch wirklich sowohl die zärtlichen wie die Rabenmütter, ferner die vom Schicksal mißhandelten alten gallsüchtigen Jungfrauen, sowie die heirathslustigen Wittwen, welche bereits über das kanonische Alter hinaus waren, aber den Namen „Tante" hatte sie sich dadurch erworben, weil sie sich in anerkennenswerther Weise nach allen Seiten hin nützlich zu machen verstand. Dem weiblichen Theil der Truppe hielt sie die Garderobe im Stande und war gleichzeitig Theaterfriseurin; die Herrn vertrauten ihr die Wäsche und ihre sonstigen in einem krankhaften Zustande befindlichen Bekleidungsgegenstände an, kurz „Tante Müller" war das weibliche Factotum der Truppe, deren Unentbehrlichkeit von Niemand angezweifelt wurde. Ihre besondere Gunst hatte sie Herrn Sturmvogel zugewendet und sie rechtfertigte dies dadurch, daß sie behauptete, derselbe besitze eine sprechende Aehnlichkeit mit ihrem verstorbenen Mann, welcher sich auch stets „im Thee" befunden habe, womit die „Tante" nämlich sagen wollte, daß der selige Herr Müller ebenfalls die Fliedertheecur als ein bewährtes Universalmittel bei allen vorkommenden Krankheitsfällen ange-

wendet habe. Zuletzt kletterte aus dem Postwagen auch noch ein kleiner, phantastisch aussehender Gesell, welcher kaum etwas mehr als vier Fuß messen mochte. Seine Gesichtszüge sahen schon alt aus und er trug einen Zwickelbart, dessen Farbe nicht erkennen ließ, ob dieselbe gelb oder weiß war. Herr Süßlich hatte viel Aehnlichkeit mit einem Gnomen und in der Regel wurden ihm auch solche Rollen anvertraut, sonst versah er aber auch noch die Stelle eines Souffleurs und die eines Theatermalers und Decorateurs, denn bevor er sich der Laufbahn eines dramatischen Künstlers zuwendete, war er zuerst bei einem Tapezier und später bei einem Stubenmaler in der Lehre gewesen. Herr Süßlich hatte einen sehr hohen Begriff von seiner Würde und seinen Collegen gegenüber benahm er sich immer stolz und hochfahrend, was ihm von diesen durch Neckereien und durch kleine Possen, die sie ihm bei jeder Gelegenheit spielten, reichlich vergolten wurde. Außerdem war er aber auch für Phöbe von einer heftigen Leidenschaft erfüllt und bei der flatterhaften Natur derselben fand diese ein Vergnügen daran, ihr grausames Spiel mit dem Gnomen zu treiben und heute durch verstellte Zärtlichkeit das Feuer, welches sein Herz verzehrte, anzufachen und morgen vor seinen Augen ohne alle Scheu eine Untreue zu begehen.

Hilmar hatte der Ausschiffung der kleinen Karawane

als ein unbeachteter Zuschauer beigewohnt und dabei Muße gehabt, seine Beobachtungen anzustellen, die sich in den Mittheilungen, welche wir dem Leser gemacht haben, zusammen fassen lassen. Erst als das Völkchen von den ihm angewiesenen Zimmern Besitz ergriffen, um sich umzukleiden und von den Beschwerden der Reise etwas zu erholen, näherte er sich Werner und ließ sich durch denselben dessen Frau vorstellen. Sie empfing ihn sehr freundlich und bemerkte, daß ihr durch ihren Mann bereits mitgetheilt worden sei, welche angenehme Bekanntschaft derselbe gemacht habe und daß sie sich außerordentlich freuen würde, wenn er seinen Vorsatz, sich ihnen für einige Zeit anzuschließen, zur Ausführung bringen wollte. „Sie können denken," fuhr sie fort, „daß die Gesetze, welche sonst im gesellschaftlichen Verkehr als Regel gelten, bei Leuten die der Zufall zusammengeführt hat, und welche ein so unstätes Leben führen, keine besondere Beachtung finden. Mein Mann ist schon zufrieden, wenn der äußere Schein so viel wie möglich aufrecht erhalten wird, und darauf hält er allerdings mit Strenge. Wenn Sie aber, wie ich höre, an einem lustigen Leben, wo jeder Zwang verbannt ist, Gefallen finden, so wird Ihnen hierzu bei uns genügende Gelegenheit geboten werden, denn mit Sorgen befaßt sich nun einmal dieses Völkchen nicht und was der Tag bringt, damit ist es zufrieden." —

Unser Bekannter erklärte, daß es ihm ja gerade um eine abenteuerliche Romantik zu thun sei, und daß er daher wahrscheinlich um die Erlaubniß nachsuchen würde, sich der Gesellschaft anschließen zu dürfen. —

Am Abend wurde Hilmar durch den Director den Mitgliedern seiner Truppe feierlich vorgestellt. Um unbelästigt zu bleiben, hatte derselbe Sorge getragen, daß den Schauspielern ein besonderes Zimmer eingeräumt worden war und hier entwickelte sich denn auch bald ein buntes zwangloses Treiben. Unser Bekannter ließ es an Wein nicht fehlen, denn er hatte die Bitte ausgesprochen, sich in die neue Genossenschaft einkaufen zu dürfen, was ihm natürlich ohne jeglichen Widerspruch bewilligt worden war. Als nun gar Sect kam, erreichte die Lust ihren Höhepunkt. Phöbe wurde immer ausgelassener und ihre Ungebundenheit kannte fast keine Grenzen mehr. Offenbar lag es in ihrer Absicht, Hilmar in ihre Zaubernetze zu ziehen, was ihr auch bei dessen leicht erregbarer Natur und mit Hülfe ihrer, in eine naive Koketterie gekleideten Reize, mit sichtbarem Erfolge zu gelingen schien. Auch Herr Sturmvogel trank sich nach und nach aus seiner Hypochondrie völlig heraus und erklärte schließlich mit lallender Zunge, es sei Pflicht eines jeden freiheitsliebenden, unabhängigen Mannes, seine Gesinnung laut und offen zu bekennen, weshalb er nicht anstehe mit Unerschrockenheit zu er=

klären, daß sein Durst mit jeder neuen Flasche wachse. Auch die „Tante" vermochte sich den Wirkungen des Weines nicht zu entziehen und mit lallender Zunge sang sie:

„Ach wenn es doch immer so bliebe!"

worauf ein heftiges Schluchzen erfolgte, bei dem es jedoch zweifelhaft blieb, ob dies eine Folge ihrer augenblicklichen Rührung, oder des reichlich genossenen Rebensaftes sei. Nur Herr Süßlich stimmte nicht in die allgemeine Fröhlichkeit ein. Mit eifersüchtigen Blicken überwachte er Phöbe und finster brütend, die rechte Hand im Busen, als trage er „den Dolch im Gewande", verfolgte er die zündenden Blitze, welche Hilmar aus ihren Augen trafen. Als das ausgelassene Mädchen nun schließlich das volle Glas ergriff und mit zurückgeworfenem Kopfe und geröthetem Antlitz im Zimmer herumtanzte, und als sie zuletzt vor unserem Bekannten stehen blieb und mit lallender Zunge ausrief:

„Seid umschlungen Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!"

und dann mit einem Theatercoup schloß, indem sie, scheinbar erschöpft, in die sich öffnenden Arme unseres Bekannten sank, da erfaßte den armen Süßlich ein Grausen, entsetzt sprang er auf, streckte den rechten Arm abwehrend aus und stürzte mit den Worten:

„Trau nicht dem Weibe Freund, in ihren Netzen
Ist erst Berauschung und sodann Entsetzen!“
verzweiflungsvoll zum Zimmer hinaus.

Am andern Tage machte sich, wie dies nach solchen, dem Bachus geweihten Festen, in der Regel der Fall ist, bei den Theilnehmern der gestrigen kleinen Orgie in eine Reaction geltend, welche unter der vulgären Bezeichnung „Katzenjammer“ allen denen bekannt sein wird, die es für keine Sünde halten, die Sorgen des Lebens einmal für einige Zeit zu vergessen und sich als leichtfertige Menschenkinder der Freude und der Lust in die Arme zu werfen. Herr Sturmvogel hatte wieder die Pelzmütze über die Ohren gezogen und die „Tante“, obgleich sie sich selbst in einem Zustande beklagenswerther Hülflosigkeit befand, war damit beschäftigt, dem melancholisch vor sich hinblickenden Hystrionen Fliederthee einzuschenken und ihn durch sanftes Zureden mit der Welt wieder auszusöhnen; Phöbe endlich erschien mit verbundenem Kopfe und meinte, sie sei zum Sterben krank, brach aber unmittelbar darauf in ein helles Gelächter aus und erklärte, sie habe nicht Lust noch länger die langweilige Person zu spielen und wenn Hilmar fortfahre, ihr so schadenfrohe Blicke zuzuwerfen, so werde sie ihm die „treue Schwesterliebe“, welche ihr Herz ihm ganz unverdient gewidmet habe, wieder entziehen und ihm ihren ganzen Haß fühlen lassen. Dabei warf

sie jedoch unserem Bekannten ein paar so aufmunternde Blicke zu, daß dieser sich immer mehr in den Zauberkreis hineingezogen fühlte, welchen Phöbe mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln um ihn zu ziehen sichtbar bemüht war. Auch Director Werner zeigte nicht die beste Laune, denn von dem Bürgermeister war abermals die Entscheidung um einige Tage hinausgeschoben worden und Doctor Hassel, welcher häufig mit den Schauspielern verkehrte, hatte die Mittheilung gemacht, daß der Pastor Pauker beim gestrigen Gottesdienst in seiner Predigt vor dem Besuch des Theaters gewarnt und unter Bezugnahme auf den Kirchenschriftsteller Tertullian erklärt habe, daß im Schauspielhause ebenso viele unsaubere Geister hausten, als es Menschen fasse.

Hilmar hatte inzwischen den kleinen Liebesroman, welchen er mit Phöbe in so viel versprechender Weise begonnen, weiter fortgesetzt. Der leichte Sinn derselben gewährte ihm dabei einen genügenden Spielraum und eröffnete ihm die beßten Aussichten. Die kleinen Koketterien derselben, verbunden mit einer angeborenen Naivität; ja selbst der Leichtsinn, welcher sich bei der Soubrette so häufig kundgab, aber immer in einer ansprechenden Form hervortrat, umgaben diese mit einem Reiz und einem Zauber, dem auch ein weniger empfängliches Herz wie das unseres Bekannten, nicht zu widerstehen vermocht hätte. Er wollte ja aus dem frischen

Born des Lebens trinken und hier fand er eine Najade, so reizend wie irgend eine, welche ihm mit verführerischem Lächeln winkte und bereit war, ihm den gefüllten Becher zu reichen, nachdem sie selbst mit ihren rosigen Lippen aus demselben genippt hatte. Daß Phöbe tieferer Gefühle fähig sei, daran glaubte er allerdings nicht, denn sie war lediglich ein Kind des Augenblicks und er zweifelte deßhalb auch nicht daran, daß sie vor einer Untreue nicht zurückschrecken würde, wenn sich später dazu die Gelegenheit böte, aber an ein ernstes Verhältniß dachte er ja auch gar nicht; er wollte sich keine Fesseln anlegen, oder wenigstens nur solche, die er jeden Augenblick mit Leichtigkeit wieder abstreifen konnte.

Hilmar war, wie es unter solchen Verhältnissen ja ganz natürlich erschien, nach Kräften bemüht gewesen, Phöbe durch allerhand Aufmerksamkeiten Freude zu bereiten und hatte es sich namentlich auch angelegen sein lassen, für die Vervollständigung ihrer Garderobe zu sorgen, was selbstredend den Neid ihrer Collegin hervorrief und ihr manche bittere Bemerkung zuzog, über welche sie jedoch nach der ganzen Anlage ihres Charakters lachend hinwegsah. Auch um die immer stärker hervortretende Eifersucht Süßlichs kümmerte sie sich nicht im Geringsten; daß aber der Gnom auf Rache brütete und einen tiefen Haß gegen Hilmar gefaßt hatte, ging

aus verschiedenen Aeußerungen, die er gemacht, unverkennbar hervor.

„Ach wie gern möchte ich mich einmal so nach Herzenslust im grünen Wald herumtummeln, die Flügel ausbreiten und als wilde Hummel herumschwärmen," sagte Phöbe, als die Gesellschaft nach Beendigung des Mittagsmahles noch plaudernd beisammen saß. Sie sah dabei unsern Bekannten so bittend an, daß derselbe, von dem Zauber dieses Blickes getroffen, sofort im Stillen beschloß, ihren Wunsch zu erfüllen.

„Nun, das ist ja leicht auszuführen," bemerkte er, „und wenn Ihnen dadurch eine Freude bereitet wird, so will ich es übernehmen, ein kleines Fest im Freien zu arrangiren." Die Soubrette klatschte in die Hände, dann breitete sie die Arme aus, als wolle sie davon fliegen.

„Sie üben wohl schon Ihre Rolle als Hummel ein?" fragte Sturmvogel, der heute bei besonders guter Laune war und sich daher in der Stimmung befand, einen Witz zu machen.

„Oh, Ihnen habe ich auch eine Rolle zugetheilt," rief Phöbe lachend, „im Freien dressirt, müssen Sie sich als Brummbär vortrefflich ausnehmen."

Ein allgemeines Gelächter erfolgte und Herr Sturmvogel sah sich unwillkürlich nach der Tante um, an

welche er gewohnt war, sich stets zu wenden, wenn er sich in Verlegenheit befand.

„Ja, ja," lachte das neckische Mädchen, „die Tante kommt auch mit und wird den Topf mit Fliederthee nicht vergessen." —

Zugleich sprang es aber auf, rannte auf den dicken Schauspieler zu, ergriff ihn beim Kopfe und klopfte ihn lachend auf die Wangen.

„So!" rief es, „Sie sollen nicht sagen, daß ich ein böses Herz habe! Nun bitte ich aber auch, daß Sie den Groll, welcher sich in Ihrer schwarzen Seele gegen mich angesammelt hat, bis auf den letzten Tropfen ausschütten." —

Unwillkürlich dachte Hilmar an die Worte des Mephistopheles:

So will ich Dich vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft bringen,
Damit Du siehst wie leicht sich's lebt. —

Am andern Tage hielt vor dem „Löwen" eine Anzahl Leiterwagen, die mit grünem Laubwerk ausgeputzt waren. In dem ersten befand sich ein Musikchor und in dem letzten hatte man verschiedene Fässer Bier und ganze Körbe voll Speisen untergebracht. Herrn Süßlich war das Amt eines Küchen- und Kellermeisters anvertraut worden, und da er das Phantastische liebte, so hatte er sich eine hohe spitze Mütze auf's Haupt gesetzt,

so daß der kleine Mann mit seinem gelb und weiß melirten Zwickelbart wirklich wie ein Gnom aussah, welchem die Bewachung irgend eines Schatzes anvertraut worden war.

Unter den Klängen eines munteren Marsches setzte sich der Zug in Bewegung. Das Gesicht Phöbes zeigte den schönsten Sonnenschein und sie wußte sich nicht vor neckischen Uebermuth zu lassen. Fest an Hilmar geschmiegt, berührte der warme Hauch ihres Mundes sein Gesicht, ihre Augen strahlten und ihre frischen Lippen näherten sich liebebegehrend den seinigen.

„Geht mir fort mit Euren steifen Gesellschaftsformen," rief sie, „das Herz erstickt darunter und jeder Freude ist ihr Reiz benommen! ... Für diese kalten, sich gegenseitig anheuchelnden Menschen hat Gott wahrlich seine schöne Erde nicht geschaffen! Fühlen Sie sich nicht glücklich im Bewußtsein dieser fessellosen Freiheit?" fragte sie unseren Bekannten. „Oh ich könnte aufjauchzen vor Lust," setzte sie hinzu — „mir ist jeder Zwang unerträglich!" —

„Es giebt aber doch Fesseln, welche sich der Mensch gern freiwillig anlegt," bemerkte Hilmar, Phöbe forschend in die Augen blickend. „Zum Beispiel ein liebendes Herz — können Sie sich Liebe ohne Treue denken?" —

Sie senkte einen Augenblick den Kopf, dann hob sie

denselben aber schnell wieder und rief mit einer abwehrenden Bewegung:

„Quälen Sie mich nicht mit solchen Fragen und drängen Sie mich nicht aus der Sorglosigkeit hinaus, welche mir bisher über die Unebenheiten des Lebens hinweggeholfen hat! —

„Nein, nein," fuhr sie lebhaft fort, „ich will von keinem Zwange etwas wissen, ich bin ein Kind des Augenblicks und frei wie der Vogel in der Luft will ich meine Schwingen regen und meine Lieder ertönen lassen!" — Sie erhob wirklich ihre hübsche wohlklingende Stimme und schien sich mit einer Lerche, die sich gerade in diesem Augenblick schmetternd in die Lüfte schwang, in einen Wettkampf einlassen zu wollen.

Hilmar blickte ihr lächelnd in's Gesicht, es war ihm unmöglich, dem in solche naive Leichtfertigkeit gekleideten Kinde zu zürnen; ein unwiderstehlicher Zauber zog ihn zu Phöbe hin, obgleich er wußte, daß sie eines wahrhaft tiefen Gefühls nicht fähig sei. —

Man war inzwischen immer tiefer in's Gebirge gelangt und erreichte jetzt ein hochgelegenes Plateau mit einem Teppich von weichem Grase, reich mit Kräutern und Blumen übersät, denen ein aromatischer Duft entströmte.

„Halt!" rief Herr Sturmvogel, welcher auf dem ersten Wagen neben der „Tante" Platz genommen hatte,

und schwang dabei seinen improvisirten Kommandostock, einen riesigen Tannenstab, den er unterwegs abgeschnitten hatte — „halt! hier wollen wir unsere Zelte aufschlagen!" —

Allgemeiner Jubel wurde laut, dann folgte ein Wettklettern, wobei manches Gekicher und mancher leise Ausruf der Damen gehört wurde, und als nun Alle den festen Boden erreicht hatten, ertönte bald ein lustiges Durcheinander von Stimmen, ein fröhliches Aufjauchzen, so daß selbst die Sänger des Waldes für einen Augenblick aufhorchend verstummten.

„Was beginnen wir nun?" fragte Phöbe.

„Geben wir zunächst unsere Freude durch einen Rundgesang kund", sagte Sturmvogel, „können Sie sich eine schönere Decoration als diese Waldpartie denken? Ich schlage den Zigeunerchor im zweiten Act aus „„Preciosa"" vor. Also an Ihre Plätze meine Herrn nnd Damen!" —

Bald hatten die Anwesenden einen Halbkreis gebildet und nun erschallte volltönend das Lied:

„Im Wald, im Wald,
Im frischen grünen Wald
Wo's Echo schallt.
Im Wald wo's Echo schallt!"

„Bravo!" rief der Director, „diese Leistung würde selbst den strengsten Kritiker zufrieden gestellt haben. Doch nun noch den Schlußchor in der vierten Scene.

Abermals gab der Inspicient das Zeichen und in die Berge hinein erklang es:

Die Sonn' erwacht
Mit ihrer Pracht
Erfüllt die Berge, das Thal.
O Morgenluft,
O Waldesduft,
O gold'ner Sonnenstrahl!

„Jetzt ergreife aber ich das Kommondo," sagte Hilmar, „und lade zu Speise und Trank ein. Die Freude soll unser Mahl würzen und der Frohsinn uns den vollen Becher kredenzen! Wer mich lieb hat, der folge mir nach!" schloß er seine Rede und ließ sich in das duftende Gras nieder.

Abermals gab sich lauter Jubel kund und bald hatte sich Jeder ein behagliches Plätzchen ausgesucht. Unter Lachen und Scherzen wurde über die mit kalten Speisen gefüllten Körbe hergefallen und ebenso dem trefflichen Bier reichlich zugesprochen. Als die Freude und die Ausgelassenheit ihren Höhepunkt erreicht hatten, erklärte Phöbe plötzlich, sie wollte „Sneewittchen" spielen und warf sich der Länge nach in das weiche Moos. Dieser Einfall wurde mit großem Beifall aufgenommen und Herr Sturmvogel vertheilte sogleich die Rollen. Frau Müller, welche sonst als „Tante" debütirte, mußte diesmal die böse Stiefmutter spielen, unserem Bekannten wurde die Rolle des Königssohnes zugetheilt, welcher

in den Wald kommt und Sneewittchen findet, während Herr Süßlich als einer der sieben Zwerge mit der Bewachung der verzauberten Prinzessin in ihrem Glassarge beauftragt ward. Dies Letztere stieß auf Schwierigkeiten, denn der kleine Souffleur und Dekorationsmaler fühlte sich durch eine solche Zumuthung in seiner Eitelkeit verletzt und protestirte entschieden dagegen, unter die Zwerge gezählt zu werden. Erst als Phöbe ihm einen ihrer süßesten Zauberblicke zuschickte und erklärte, sie werde nie wieder ein freundliches Wort mit ihm sprechen, wenn er den Spielverderber machen wolle, entschloß er sich zur Uebernahme der Rolle, ermangelte dabei aber nicht, Hilmar einen bösen, rachsüchtigen Blick zuzuwerfen, welchen er beschuldigte, ihn aus Phöbens Gunst verdrängt zu haben, und hinter dessen Rücken er bereits mehrfache Drohungen ausgestoßen hatte, ohne daß diese jedoch bisher besonders beachtet worden waren.

„Nun fehlt aber der Glassarg," bemerkte die Directorin.

„O," meinte Sturmvogel, „dieser Verlegenheit kann bald abgeholfen werden. Wir bedecken unser Sneewittchen mit Kräutern, Blumen, Moos und grünen Zweigen; der Dichter wird es wohl nicht übel nehmen, wenn wir unter den obwaltenden Umständen etwas vom Text abweichen." —

Unter Lachen und Scherzen bemühte man sich sogleich, diesen Vorschlag in's Werk zu setzen und in

kurzer Zeit ruhte Phöbe unter einer duftenden Decke regungslos, mit halbgeschlossenen Augen, wie dies ihre Rolle mit sich brachte. Zu ihrem Fußende wurde Herr Süßlich mit seiner spitzen Mütze als Zwerg placirt. Zufällig hatte eine der Damen auch einen Spiegel bei sich. Vor diesen trat nun die Tante sehr gravitätisch und einen koketten Blick in denselben werfend, fragte sie:

„Spiegelein, Spiegelein an der Wand
Wer ist die Schönste im ganzen Land?“

worauf ein anderes weibliches Mitglied der Gesellschaft, verborgen hinter dichtem Laubwerk, antwortete:

„Frau Königin Ihr seid die Schönste hier,
Aber Sneewittchen hinter den Bergen,
Bei den sieben Zwergen,
Ist noch tausendmal schöner als Ihr.“ —

Jetzt kam Hilmar an die Reihe, um seine Rolle als Königssohn zu spielen. Leise trat er Sneewittchen näher, betrachtete dasselbe einen Augenblick mit dem Ausdruck des Staunens und der Bewunderung und ließ sich dann vor demselben auf die Kniee nieder, wobei er wie anbetend die Hände faltete. Ein allgemeines Bravo folgte und Werner meinte, er habe sein erstes Debüt trefflich bestanden. Phöbe aber sprang plötzlich lachend auf und rief:

„Ja, Du hast mich erlöst aus dem Bann der bösen Stiefmutter, Du hast mich dem schönen Leben wieder-

gegeben und Dein eigen will ich nun sein, für jetzt und für immer!" — Die Anwesenden brachen in ein lautes Gelächter aus. Man kannte den wankelmüthigen Sinn der Soubrette und wußte, was man von solchen Versicherungen zu halten hatte. Dies störte indessen die heitere Stimmung, in welcher sich die Gesellschaft befand, keineswegs und Phöbe lachte zuletzt selbst mit, indem sie meinte, nun, wenn es auch nicht für das ganze Leben sei, denn dieß würde zuletzt doch langweilig werden, aber für die nächsten Wochen könne sie gut sagen und überhaupt sei sie nicht gewohnt, sich viel mit der Zukunft zu beschäftigen. —

So endete die unternommene Landpartie und als man spät in der Nacht heimkehrte und sich trennte, geschah es mit der gegenseitigen Versicherung, daß man sich trefflich amüsirt habe und unter warmen Danksagungen gegen den Veranstalter dieses heiteren Festes.

Am andern Vormittage saß Hilmar unten im Gastzimmer und erwartete den Director. Er war endlich zu einem bestimmten Entschluß gelangt und wollte Werner mittheilen, daß er nun wirklich Willens sei, sich der Truppe für einige Zeit anzuschließen. Inwieweit sich der Einfluß Phöbens hierbei geltend gemacht hatte, mag dahingestellt bleiben. In dem Städtchen war es noch sehr still, doch fiel unserem Bekannten eine elegante Equipage auf, welche, mit zwei prächtigen

Füchsen bespannt, vor dem Löwen hielt. Ein Diener stand am Schlage derselben, der Kutscher saß bereits auf dem Bock und Alles schien zur Abfahrt bereit. Hilmar war an's Fester getreten und betrachtete das schöne Gespann. Als er sich jetzt umwandte, um zu seinem Sitz zurückzukehren, öffnete sich die Thüre und ein hochgewachsener Herr, im Alter von etwa achtundzwanzig Jahren trat ein. Er grüßte sehr höflich, obgleich mit einer Zurückhaltung, welcher den Mann von Stande verrieth. Unmittelbar hinter ihm folgte der Löwenwirth mit einem Präsentirbrett, auf welchem ein kleines Frühstück servirt war. Er hatte eine saubere Serviette über den Arm geschlagen und nahm sich gewaltig zusammen, um nicht in seinen alten Fehler der Ungeschicklichkeit zu verfallen. Wirklich stolperte er auch nur einmal und schließlich gelang es ihm, seine Last ohne besonderen Unfall abzusetzen. Hilmar hatte als gebildeter Mann den Gruß des Fremden höflich erwidert und indem er jetzt ein Zeitungsblatt in die Hand nahm und sich scheinbar in den Inhalt desselben vertiefte, betrachtete er sich den Fremden nunmehr verstohlen etwas näher. Er blickte in ein edeles, von einem blonden Vollbart umschlossenes Gesicht, in welchem sich ein ruhiger Ernst und doch wieder etwas Gewinnendes, Zutrauenerweckendes abspiegelte. Wenn der Unbekannte die großen tiefblauen Augen für eine Secunde auf-

schlug, so hüllten sich dieselben in einen sanften schwärmerischen Glanz, wie dies Gemüthsmenschen eigen ist, welche nie ganz aus ihrer inneren Abgeschlossenheit heraustreten. Für Hilmar hatte diese Erscheinung etwas sehr Anziehendes, doch wurde er in seinen stillen Betrachtungen durch den plötzlichen Eintritt Werners unterbrochen. Dieser schien sehr erregt und beachtete deshalb den großen blonden Herrn auch gar nicht. Er hielt einen offenen Brief in der Hand und wendete sich unmittelbar an unseren Bekannten.

„Da sehen Sie," rief er, „was für ein geplagter Mensch ich bin und wie sehr ich von der Laune jedes Dummkopfes abhänge! Nachdem ich hier mit meiner Truppe fast eine Woche brach gelegen, erhalte ich von dem Bürgermeister soeben die Antwort, daß mein Gesuch, in dem Städtchen eine Anzahl Vorstellungen geben zu dürfen, abgeschlagen werden müsse, weil die Leute bei dem erst vor Kurzem stattgehabten Vogelschießen eine Menge Geld unnütz ausgegeben hätten und weil nach eingeholtem Gutachten der kirchlichen Behörde der Besuch des Theaters die Sittlichkeit untergrabe und das christliche Bewußtsein beeinträchtige." —

„Da hat sich der Einfluß des würdigen Pastor Pauker geltend gemacht," meinte Hilmar.

„Eine schöne Christlichkeit, wenn man Jemand sein Brod abschneidet!.. Inzwischen muß ich aber meinen

Leuten ihre Gage fortbezahlen und diese fragen nicht darnach, woher ich das Geld nehme!" —

Werner ging einige Mal im Zimmer lebhaft auf und ab und in seinem Gesicht sprachen sich deutlich genug Kummer und Sorgen aus. In diesem Augenblick erhob sich der Fremde und trat dem Director mit einem gewinnenden Lächeln entgegen.

„Ich bin zufällig Ohrenzeuge Ihres Gesprächs gewesen," sagte er, „und bedauere Ihr Mißgeschick von ganzem Herzen." —

„Ja," rief Werner in seiner Erregtheit, „das ist recht schön, mein Herr, aber damit wird mir leider nicht geholfen." —

„Nun, vielleicht wäre dies doch möglich."

Der Erstere horchte hoch auf und betrachtete den Unbekannten jetzt näher.

„Ich befinde mich nämlich augenblicklich in der Lage," fuhr der Fremde fort, „einige Höflichkeiten erwidern zu müssen, die mir erzeigt worden sind und somit wird sich das einsame Leben, welches ich sonst als Junggesell zu führen pflege, für die nächste Zeit zu einem bewegteren gestalten. Ein Theater finden Sie in meinem Schlosse, ebenso eine gut erhaltene Garderobe und die erforderlichen Decorationen." —

Werner verbeugte sich, er begriff nun, daß er sich einer vornehmen Persönlichkeit gegenüber befand.

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“ fragte er. —

„Ich bin Graf Lothar von Steinhausen,“ erwiderte der Fremde ruhig, „Geschäfte haben mich hierher geführt und wie Sie sehen, stehe ich eben im Begriff, wieder die Rückreise anzutreten. Früher, als noch die Reichsunmittelbaren eine gewisse Souveränität besaßen,“ fuhr er fort, „stand das Städtchen Wiesenthal unter der Botmäßigkeit meiner Vorfahren, jetzt freilich,“ setzte er lächelnd hinzu, „ist es anders geworden, ich habe mich ebenfalls den Verhältnissen fügen müssen und suche mich mit meinen ehemaligen Unterthanen so gut es geht zu verständigen. — Nun,“ fragte er weiter, „hätten Sie Lust mit Ihrer Truppe etwa auf acht bis vierzehn Tage mein Gast zu sein?“ —

„Euer Erlaucht Antrag ist selbstredend für mich nur ehrenvoll,“ antwortete der Director mit einer Verbeugung, „ich stelle mich daher zu deren Disposition und erwarte Ihre weiteren Befehle.“ —

„Am besten wäre es schon,“ sagte der Graf, „wenn Sie gleich mit mir führen, um die Lokalitäten in Augenschein zu nehmen. Wir könnten dann auch den Contract mit einander abschließen. Natürlich betrachte ich Sie und Ihre Leute, so lange Sie bei mir sind, als meine Gäste,“ fügte er höflich hinzu, „und an Räumlichkeiten zum Unterkommen fehlt es auch nicht, ich kann

Ihnen hierfür ein ganzes Gebäude zur Verfügung stellen.“ —

„Erlaucht gestatten also, daß ich Sie begleite?“ —

„Ich bitte sogar darum. Gehört dieser Herr gleichfalls zu Ihrer Gesellschaft?“ fragte er auf Hilmar zeigend und sich gleichzeitig gegen denselben verbeugend.

„Nein, der Zufall machte mich mit demselben bekannt, aber er hat die Absicht, sich mir und meiner Truppe auf einige Zeit anzuschließen.“ —

„Nun, ein solches abenteuerliches Leben ist allerdings nicht ohne Reiz,“ meinte der Graf.

„Ich muß überhaupt bekennen,“ bemerkte Hilmar, „daß die Romantik in meinem Kopfe spuckt und daß etwas Unstätes in mir lebt, welches mich in die Welt hinaustreibt.“

„Nun,“ erwiderte Graf Lothar, „wenn man diesen Trieb befriedigen kann, ohne sich oder Andere dadurch zu beeinträchtigen, so finde ich darin nichts Tadelnswerthes. Auch ich bin sehr viel gereist und reise noch immer. Es erweitert sich dadurch der Gesichtskreis des Menschen, das Vertrauen zu sich selbst wächst, die Sitten schleifen sich ab und man tritt aus dem Kreise der engherzigen Lebensanschauungen heraus. Doch nun, lieber Director bitte ich, daß Sie sich etwas beeilen,“ wandte er sich an diesen, „wir haben drei Meilen zu fahren und es scheint ein heißer Tag zu werden.“ —

„Ich stehe sogleich zu Diensten," sagte Werner und entfernte sich, um seiner Frau von seiner Abreise Mittheilung zu machen und sich umzuziehen.

„Sie sind vielleicht Künstler oder Schriftsteller?" fragte inzwischen der Graf, sich wieder an unseren Bekannten wendend.

„Weder das Eine noch das Andere," entgegnete dieser. „Ich heiße Hilmar und besitze ein kleines Vermögen, gehöre im Uebrigen dem Kaufmannsstande an, ohne gerade ein bestimmtes Geschäft zu haben. Ich bin aber immer bestrebt gewesen, mir meine volle Unabhängigkeit zu bewahren und dies macht es mir möglich, unbehindert meinen Neigungen zu folgen." —

„Die Freiheit ist unstreitig das köstlichste Gut des Menschen, wenn er einen verständigen Gebrauch davon zu machen versteht," versetzte Lothar. „Am Freiesten ist jedenfalls Derjenige," fuhr er fort, „welcher den Muth besitzt, sich dem gesellschaftlichen Zwange zu entziehen und dem die volle Willenskraft eigen ist, das lästige Joch der Etiquette von sich abzustreifen, welches sich die höheren Kreise auferlegen. Doch," so schloß er, „es gibt Leute, welche mit diesem Joch schon geboren werden und gewisse Formen sind ja überdieß zur Aufrechthaltung der guten gesellschaftlichen Sitte nothwendig." —

In diesem Augenblick erschien Werner.

„Nun, sind Sie bereit?" fragte der Graf.

„Ich stehe zu Befehl." —

Lothar reichte unserem Bekannten die Hand. „Leben Sie wohl, Herr Hilmar, ich rechne darauf, daß ich Sie als meinen Gast bald wiedersehe." —

In der nächsten Minute hatten die beiden Herrn den Wagen bestiegen. Der Graf lüftete nochmals grüßend den Hut und kurz darauf war die Equipage den Blicken des jungen Mannes entschwunden. —

## Drittes Kapitel.

### Ein Besuch und dessen Folgen.

Mit großer Spannung war von dem Architecten Bernhard Falkner dem Tage entgegengesehen worden, wo der angekündigte Wasserkorso stattfinden sollte. Die Leser wissen, was für ein unfertiger Character derselbe war, wie gern er sich selbst reden hörte und wie freigebig er mit Phrasen um sich warf, und wie er endlich auch im practischen Leben vielfach übereilt nnd gedankenlos handelte. Die wissenschaftliche Befähigung mangelte ihm allerdings nicht, denn er hatte sein Baumeisterexamen gut bestanden, aber nun wollte er in seiner Ungeduld auch schon wieder so bald als möglich einen eigenen Herd zu gründen und hierbei zeigte er sich wieder ganz oberflächlich und leichtsinnig, indem er bei der Wahl seiner künftigen Gattin lediglich ein hübsches Aeußere und das derselben einst zufallende

ansehnliche Vermögen in Betracht zog, ohne zu prüfen, ob die Dame, welcher er seine Gunst zuwendete, ihm auch an Bildung gleich stand, oder durch solide Charactereigenschaften ihm eine Garantie für die Zukunft gewährte. Wir haben bereits mitgetheilt, daß Falkner seine Blicke auf Fräulein Wiesel gerichtet hatte, deren Vater sich Wechselagent nannte. Ganz rein mochten die vielfachen Geschäfte, welche er trieb, wohl nicht sein, aber der Baumeister setzte sich hierüber hinweg, indem er behauptete, in Geldsachen müsse man eine gewisse Toleranz walten lassen und jeder Mensch habe seine Neider und Feinde. Fräulein Thusnelda schaltete übrigens ziemlich selbstständig im väterlichen Hause und Herr Wiesel, sonst ein eigensinniger, zum Nachgeben wenig geneigter Mann, hatte sich dennoch im Laufe der Zeit dazu bequemt, das Uebergewicht und die Herrschaft seiner Tochter anzuerkennen. Falkner hatte auf Umwegen die auf dem Architectenball mit Thusnelda angeknüpfte Bekanntschaft weiter zu cultiviren gesucht, er hatte dieselbe mehreremal bei einer Tante wiedergesehen, an deren Seite sie in der Regel erschien, wenn sie sich einmal in der Oeffentlichkeit zeigte und hier war auch die Theilnahme an dem Wassercorso verabredet worden. Natürlich hatte der Baumeister bei diesem Feste alle ihm zu Gebote stehende Liebenswürdigkeit entwickelt, um sich der Dame seines Herzens so an=

genehm wie möglich zu machen und es war ihm dabei auch die Gelegenheit geboten worden, für dieselbe eine Lanze zu brechen, worauf er sich nicht wenig zu Gute that. Als sich nämlich am Abend die dichtbesetzten Nachen beim schimmernden Lichte unzähliger Lampions in langer Reihe über den breiten See bewegten, beging Fräulein Wiesel die Rücksichtslosigkeit, zu den Klängen der Musik mit ihren Füßen unter entsprechenden Körperbewegungen den Takt zu markiren, wodurch der Kahn natürlich in ein unruhiges Schwanken gerieth, welches durch die Unruhe, die sich nunmehr auch der übrigen Damen bemächtigte, gefährlich zu werden begann. Schon ließen sich einige Aufschreie hören und die Schwankungen wurden stärker, als glücklicherweise die Besonnenheit eines der Festordner, welcher sich mit in dem Fahrzeug befand, größerem Uebel vorbeugte. Er ermahnte dringend, sich ruhig zu verhalten und seinem Gebote wurde auch Folge geleistet, Fräulein Wiesel aber erklärte er, da er hier für das Leben Aller verantwortlich sei, so werde er sich, so leid ihm dies auch thue, gezwungen sehen, sie an's Land zu setzen, sobald sie sich noch einmal eine solche Rücksichtslosigkeit zu Schulden kommen lasse. Diesen Augenblick hielt der Baumeister für geeignet, eine Lanze für seine Schöne zu brechen, indem er laut erklärte, er begreife nicht, wie man eine Dame so unzart behandeln könne, worauf denn auch

Thusnelda wieder Muth bekam und hinzufügte, es sei überhaupt höchst langweilig, wenn man sich nicht einmal bewegen dürfe. Diesmal wurde aber unser Bekannter von den Insassen des Nachens entschieden zurechtgewiesen und durch das Gewicht der öffentlichen Meinung zum Schweigen gebracht. Eine Genugthuung empfing er aber doch später, als er sich von Thusnelda und deren Verwandten verabschiedete, denn die erstere dankte ihm in sehr warmen Worten für sein „ritterliches Benehmen“ und als er nun nochmals fragte, ob es Fräulein Wiesel genehm sein dürfte, wenn er sich die Freiheit nehme, sich ihr und ihrem Vater im eigenen Hause vorzustellen, erhielt er die tröstliche Antwort mit auf den Weg, er möge nur kommen und dürfe sich im Voraus eines herzlichen Empfanges versichert halten.

So hatte sich denn der Baumeister wenige Tage nachher möglichst vortheilhaft herausgeputzt um den bedeutungsvollen Weg anzutreten, welcher sich für ihn wie er sich poetisch ausdrückte „zu einer ewig grünenden Zukunft“ gestalten sollte. Falkner brauchte nicht lange zu gehen. An einem viereckigen, von Bäumen eingeschlossenen Platz, lag ein einstöckiges, sauber angestrichenes Häuschen, dessen vordere Front von einem kleinen Gärtchen eingeschlossen wurde, während an der Hausthüre neben einem Klingelzug ein breites Messingschild angebracht war, auf welchem die Worte: „Ar-

nold Wiesel, Wechselagent" standen. Als der Architect sich im Begriff befand an der Glocke zu ziehen, gewahrte er Thusnelda, halb hinter Gardinen und Blumentöpfen versteckt. Natürlich zog er sofort seinen Hut, worauf ihm durch eine sehr zuvorkommende Verbeugung und durch einen aufmunternden Blick aus den schelmisch blitzenden Augen gedankt wurde. Dies versetzte Falkner in das höchste Entzücken, denn so sehr er auch sonst mit seinem „Mannesmuthe" zu prahlen pflegte, so hatten sich bei ihm doch unterwegs Zweifel und Besorgnisse über die Aufnahme geltend gemacht, welche er bei Herrn Wiesel, dem er noch ganz unbekannt war, finden würde. Jetzt aber gewann er wieder sein volles Selbstvertrauen. Er stand nicht allein in dem Kampfe, welchen er vielleicht zu bestehen haben würde, er konnte auf die Unterstützung Thusnelda's rechnen, dies hatten ihm ja ihre Blicke ganz deutlich gesagt, und da Herr Wiesel als ein sehr wohlhabender Mann bekannt war, so ermuthigte ihn dies noch mehr in dem Vorsatz, alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anzuwenden, um den Widerstand zu brechen, welcher ihm vielleicht von eimem hartherzigen, den Gefühlen zweier liebenden Herzen nicht Rechnung tragenden Vaters entgegengesetzt werden könnte. In Bezug auf die Güter dieses Lebens bewegte sich nämlich der Baumeister ausschließlich auf dem praktischen Boden und wandte sich

kalt von den Idealen an der Weltverbesserung ab, die er sonst auf sein politisches Programm geschrieben hatte.

So mit sich selbst in seinen Entschlüssen einig, erfaßte er den Klingelzug und setzte denselben durch einen scharfen Ruck in Bewegung.

Ein kleines Dienstmädchen, welches trotz seiner Jugend ziemlich mürrisch aussah und dessen Aeußeres auch von keiner großen Reinlichkeit zeugte, öffnete.

„Ist Herr Wiesel zu Hause?" fragte unser Bekannter.

„Der Herr befindet sich hinten im Comptoir."

„So geben Sie diese Karte ab und melden Sie, daß ich mir die Ehre geben wollte, ihm meine Aufwartung zu machen." —

„Aber Ihr Name?" —

„Der steht ja auf der Karte." —

„Na, das schadet nichts. Ich soll mich immer erst nach dem Namen erkundigen, so will es der Herr haben." —

Damit entfernte sich die Halbwüchsige und verschwand schließlich hinter einer Thüre, welche im Hintergrunde des Hausflurs sichtbar wurde.

Der Papa scheint sehr vorsichtig zu sein, dachte Falkner, dann aber erinnerte er sich wieder der hinter Blumentöpfen und Gardinen auftauchenden Thusnelda und sein Gesicht klärte sich auf.

„Sie sah wirklich reizend aus," murmelte er, „mit welch' unvergleichlicher Anmuth verbeugte sie sich, welch' zauberischer Reiz spielte um ihren Mund und welche Erhabenheit thronte zugleich auf ihrer Stirn — ich hätte wirklich durch die Fensterscheiben springen und mich huldigend zu ihren Füßen stürzen mögen! Ja, Thusnelda ist in der That durch und durch eine poetische Natur, welcher die Musen schon in der Wiege den Weihekuß auf die Stirn gedrückt haben." —

Aus diesen schwärmerischen Betrachtungen wurde der Architect durch die Rückkehr des kleinen Dienstmädchens geweckt.

„Der Herr läßt Sie ersuchen einzutreten," sagte dasselbe und entfernte sich dann.

Als unser Bekannter die Schwelle des Zimmers überschritten hatte, welches das Comptoir des Geschäftsmannes bildete, befand er sich einem kleinen, schwächlichen Herrn gegenüber, dessen Haupt eine ziemlich abgetragene schwarze Perrücke bedeckte, während sein Kinn in einem dicken weißen Tuche steckte. Herr Wiesel hatte die Angewohnheit, Leute, mit denen er nicht näher bekannt war, von der Seite mit einem Blick zu betrachten, der in schleichender und beobachtender Weise von unten nach oben langsam emporstieg, wodurch er Zeit gewann, die Gesichtszüge der Person, welche sich

ihm vorstellte, heimlich einer genauen Prüfung zu unterwerfen.

„Womit kann ich dienen?“ fragte er im vorsichtigen, zurückhaltenden Tone, als sich unser Bekannter vor ihm verbeugte.

Der Baumeister bückte sich noch tiefer. Bei den Absichten, welche ihn in das Haus des Wechselagenten geführt hatten, hielt er eine feierliche Einleitung für ganz angemessen.

„Sie wollen gütigst entschuldigen,“ antwortete er daher, indem er seinem Gesicht einen möglichst angenehmen Ausdruck zu geben suchte.

Herrn Wiesel schien indessen diese so geflissentlich an den Tag gelegte Zuvorkommenheit keineswegs zu gefallen oder vielmehr mit Mißtrauen zu erfüllen, denn sein Blick schweifte wieder beobachtend von unten nach oben und sein Gesicht nahm einen sehr frostigen Ausdruck an.

„Wie ich vermuthe, wünschen Sie ein Geschäft mit mir zu machen?“ kam es endlich über die blutlosen Lippen des kleinen Mannes.

„Entschuldigen Sie,“ entgegnete unser Bekannter so einschmeichelnd wie möglich, „lediglich der Wunsch mich Ihnen vorzustellen und mich Ihrem geneigten Wohlwollen zu empfehlen, führte mich hierher.“ —

Der Wechselagent warf dem Baumeister einen sehr mißtrauischen Blick zu; es war in seinen Augen etwas zu lesen, als wenn er einen Ueberfall befürchtete.

Falkner, welcher glaubte bisher sehr gut operirt zu haben, gerieth dadurch in Verlegenheit und faßte den Entschluß, durch einen Vorstoß das verlorene Terrain wieder zu gewinnen.

„Es ist mir die Ehre zu Theil geworden," begann er, „die Bekanntschaft Ihrer Tochter zu machen. Die hohe Liebenswürdigkeit derselben, der Zauber, welchen Fräulein Thusnelda in unvergleichlicher Weise um sich zu verbreiten versteht — —"

Der Wechselagent machte eine heftige abwehrende Bewegung, als wenn er hätte sagen wollen: „Bleiben Sie mir doch mit so dummen Zeuge vom Leibe." „Genug!" erwiderte er kurz, „ich bedauere, daß meine Zeit mir nicht länger erlaubt, die Unterhaltung mit Ihnen fortzuführen. Im Uebrigen lebe ich sehr eingezogen und nehme nur Geschäftsbesuche an." —

Damit verbeugte sich Herr Wiesel und machte gleichzeitig eine Bewegung, als wenn er den sehr verblüfft dastehenden Baumeister hätte zur Thüre hinausschieben wollen. Im letzten Augenblick schien er sich jedoch noch eines Anderen zu besinnen, denn in einem Tone, welcher unseren Bekannten wieder Muth schöpfen ließ, fragte er:

„Sind Sie vielleicht mit Herrn Falkner in Olbersdorf verwandt, welcher dort eine Schmiede besitzt?“ —

„Das ist mein Vater.“ —

„Hm, hm! — so, so!“ und der Agent grub behaglich sein Kinn in das dicke, weiße Tuch, welches seinen Hals umschlang. „Ihr Herr Vater ist ein sehr respectabler Mann,“ fuhr er fort, „derselbe besitzt ein schuldenfreies Eigenthum von fünfzig Morgen des besten Landes und hat außerdem noch ein schönes Stück Geld in sicheren Papieren angelegt.“

„Ei, da wissen Sie ja mehr als ich,“ rief der Baumeister erstaunt.

Herr Wiesel rieb sich die Hände und lächelte behaglich. „Es gehört mit zu meinem Geschäft,“ bemerkte er, „Lokalkenntnisse über Dinge zu sammeln, welche Handel und Verkehr betreffen. Es ist so eine Art Statistik, welche ich mit Vorliebe betreibe und ich darf wohl behaupten, daß ich drei Meilen in der Runde ziemlich genau mit den Vermögensverhältnissen meiner lieben Nachbarn bekannt bin.“ —

Hiermit machte er eine sehr höfliche Verbeugung und bekomplimentirte unseren Bekannten in der artigsten Weise zur Thüre hinaus. Natürlich lag dies durchaus nicht in der Absicht des Letzteren, denn nachdem er die Bekanntschaft des Vaters gemacht, wollte er um die Erlaubniß nachsuchen, auch Thusnelda vorgestellt zu

werden. Es gewann aber den Anschein, als wenn der Wechselagent so etwas geahnt hätte, denn mit besonderer Hast eilte er den schmalen Gang entlang, um, wie er sich schwungreich ausdrückte, seinem Besuch bis an die Schwelle seines Hauses persönlich das Geleit zu geben. Hierbei stieß er aber auf unerwarteten Widerstand. Das Bewußtsein des freien Willens erwachte nämlich noch gerade zur rechten Zeit bei dem Baumeister und etwas trotzig machte er plötzlich, gerade vor der Thüre des Wohnzimmers, gegen Herrn Wiesel Front.

„Entschuldigen Sie," sagte er, „allein ich würde es nicht blos sehr bedauern, sondern es auch als eine Unhöflichkeit betrachten, wenn ich nicht gleichzeitig auch Ihrer Fräulein Tochter mein Compliment machte. Darf ich daher um die Ehre bitten derselben vorgestellt zu werden?"

Dieser kühne strategische Schachzug brachte den kleinen Mann sichtbar aus der Fassung. Er schielte unseren Bekannten wieder von der Seite von unten nach oben an und diesmal sprach sich in seinem Blick ein unverkennbares Mißbehagen aus. Herr Wiesel war ein sehr praktischer Mann und die Verheirathung seiner Tochter betrachtete er daher so gut wie jedes Andere als ein Geschäft. „Wem ich mein Kind anvertraue, dem vertraue ich auch mein Geld an," meinte er, „und ich bin

kein Freund von Bekanntschaften, welche auf Bällen oder bei Wasserpartien angeknüpft werden. „Aus derartigen Begegnungen entwickelt sich oft ein Gewitter," pflegte er zu sagen, „und wenn es in meinem Hause einschlägt und „„irgenwo““ ein Brand entsteht, so läßt sich gar nicht bestimmen, ob derselbe wieder zu löschen ist." —

Unter dem „irgendwo" verstand der Wechselagent nämlich seine Thusnelda und als den Ort, wo der Brand ausbrechen könnte, dachte er sich das, wie er wußte, nur zu empfängliche Herz derselben. „Man hat schon so viele staunenswerthe Erfindungen gemacht," meinte er, „aber das ist doch noch nicht gelungen, einen Blitzableiter für gewisse Mädchenherzen zu erfinden, die bei jeder Gelegenheit zu explodiren drohen." —

Kurz und gut, Herr Wiesel beschloß sich in dem vorliegenden Falle mit einer Nothlüge aus der Verlegenheit zu helfen.

„Ich glaube kaum, daß meine Tochter zu sprechen sein wird," sagte er mit der ehrlichsten Miene von der Welt, „ich habe alle Ursache zu vermuthen, daß sie ausgegangen ist." —

Leider wurde aber der kleine Mann unmittelbar darauf auf dieser Nothlüge ertappt, denn die Thüre öffnete sich plötzlich und Thusnelda erschien auf der

Schwelle derselben. Es war komisch, welche Umwandlung sich beim Erscheinen der jungen Dame sofort bei dem Wechselagenten vollzog. Herr Wiesel, der sich soeben noch als Geschäftsmann in seiner vollen Größe unangreifbar gezeigt hatte, sank jetzt sichtbar zusammen und machte ein Gesicht, als wenn er am liebsten vom Erdboden hätte verschwinden mögen. Es war ganz unzweifelhaft, daß er vollständig unter der Herrschaft seiner Tochter stand, eine Thatsache, die ja nicht vereinzelt dasteht und welche oft unter Erscheinungen hervortritt, die noch zu den ungelösten Räthseln der menschlichen Natur gehören.

„Aber Vater," rief Fräulein Wiesel mit einem zürnenden Aufblitzen der Augen, „wie kannst Du denn nur den Herrn in solcher Weise abweisen, wenn er mir seine Aufwartung zu machen wünscht?" —

Der kleine Mann rieb sich die Hände und lächelte verlegen wie ein Kind, welches einen Verweis erhält.

„Ich glaubte wirklich, Du wärest nicht zu sprechen," murmelte er, und duckte sich dabei, als wenn er untertauchen wollte.

„O, dies ist wieder so ein Streich von Dir, um mich Deinem Egoismus aufzuopfern!" fuhr Fräulein Wiesel vorwurfsvoll fort. „Und ich habe Dir doch so viel von Herrn Falkner erzählt und besonders wie ritterlich sich derselbe beim letzten Wassercorso gegen

mich benommen. Bitte, treten Sie ein," fuhr Thusnelda zu diesem gewendet mit dem süßesten Lächeln, was ihr zu Gebote stand, fort, „ich habe Sie eigentlich schon lange erwartet, und ich freue mich sehr, daß Sie sich nun endlich einmal sehen lassen."

Dem Baumeister war zu Muthe als wenn er den feinsten Honig auf der Zunge fühlte und da er früher einmal Tanzunterricht genommen, so erinnerte er sich jetzt daran, was ihm sein damaliger Lehrer über die Art und Weise wie man sich verbeugen müsse, gesagt hatte. Kopf und Körper nach vorne geneigt, preßte er den nagelneuen Cylinder möglichst anmuthig gegen die Brust, wobei sich die untadelhaften orangegelben Glaçehandschuhe prächtig ausnahmen, und so trat er, eine Viertelwendung machend, in's Empfangzimmer.

Thusnelda bot unserem Bekannten unter einer graciösen Verbeugung einen Stuhl an, während sie selbst ihm gegenüber Platz nahm. Herr Wiesel hatte sich mit einem Gesicht fortgeschlichen, als befürchte er, daß ein Marder in seinen Taubenschlag eingebrochen sei, und auf die Frage seiner Tochter, ob er denn nicht bleiben wolle, ließ er nur ein unverständliches Brummen hören. —

Der Architect hielt den Zeitpunkt für geeignet, jetzt, wo er sich mit Fräulein Wiesel allein befand, das Terrain etwas zu sondiren.

„Bei Ihrem Geist und bei der Ihnen eigenen Anmuth, mein Fräulein," begann er im einschmeichelndsten Tone, „bin ich eigentlich erstaunt, daß Sie es bisher über sich gewinnen konnten, sich von dem öffentlichen Leben so fern zu halten. Es liegt darin wirklich eine zu weit getriebene Entsagung." —

„O," rief die junge Dame lebhaft, „die Engherzigkeit meines Vaters trägt dabei Schuld. Indessen es soll anders werden, ja, das habe ich mir fest vorgenommen und schließlich gibt mein Wille ja doch den Ausschlag." —

„Ich wüßte ein sehr gutes Auskunftsmittel, um diesem Klosterleben ein Ende zu machen," bemerkte Falkner, pfiffig mit den Augen blinzelnd.

„Nun, und worin besteht dies?" fragte Thusnelda mit einem aufmunternden Lächeln.

„Nun," meinte unser Bekannter, jetzt schon kühner gemacht, „weshalb sollte ich mit einer Antwort hinter dem Berge halten? Der Wassercorso wird mir unvergeßlich bleiben!... Damals begann ich zu ahnen, welche Wandlung sich in meinem Herzen vollzog.... doch ich vollende nicht, Sie werden mich verstehen, Fräulein." —

Thusnelda lachte. „Deutlich genug haben Sie gesprochen und auch ich will deshalb Ihnen offen entgegentreten. Nun also, wenn sich für mich ein Man

fände, welcher mir zusagte, weshalb sollte ich dann diesem Klosterleben nicht ein Ende machen?" —

Das Herz des Architecten gerieth bei dieser unumwundenen Erklärung in eine hüpfende Bewegung. Ein besonnener Mann würde durch eine so freie Aeußerung voraussichtlich stutzig geworden sein, der Baumeister gehörte aber, wie die Leser bereits wissen, zu jenen unselbständigen Menschen, welche viel schwatzen; die gern einen selbständigen Charakter vorstellen möchten und doch die Anlagen dazu nicht besitzen, und so fand Falkner in der Aeußerung, welche Fräulein Wiesel gethan hatte, eine ganz natürliche Aufforderung, ihr ebenfalls einen Schritt näher zu treten. Mit dem Ausdruck der höchsten Liebenswürdigkeit sagte er daher unter einer entgegenkommenden Verbeugung:

„Wenn ich nur sprechen dürfte, mein Fräulein, so aber gebietet mir die Bescheidenheit zu schweigen und ich beschränke mich daher auf die schönen Worte unseres großen Dichters:

Beseligend war ihre Nähe
Und alle Herzen schlugen laut —"

„Ach das ist allerliebst!" rief Thusnelda, „Gedichte liebe ich vorzugsweise und diese Strophen sind von Schiller." —

„Allerdings. Er wußte ja vorzugsweise zum Herzen zu sprechen." —

Gern hätte Falkner übrigens darüber einige Aufschlüsse zu erhalten gewünscht, welche Bedingungen denn eigentlich Thusnelda bei der Wahl eines Lebensgefährten stellte, und auch hierbei kam ihm wieder die Redseligkeit derselben auf halbem Wege entgegen.

„Ich habe Ihnen schon gesagt," begann sie, „daß mich das einsame Leben, welches ich zu führen gezwungen bin, von Tage zu Tage immer mehr anwidert. Wenn mein Vater glaubt, daß er mich wie ein Rothkehlchen im Bauer einsperren kann, so irrt er sich, und das habe ich ihm auch schon oft genug erklärt. Es langweilt mich hier in dem einsamen Hause und ich sehe nicht ein, weshalb ich mir nicht, wie Andere meines Geschlechts einen eigenen Heerd gründen soll?" setzte sie hinzu.

„Sie ist wirklich wunderbar naiv und originell in ihren Aeußerungen," dachte Falkner, „was Andere ihres Geschlechts bedächtig vermeiden, das spricht sie harmlos aus." Laut antwortete er aber:

„O ganz gewiß, mein Fräulein, es ist dies ja am Ende das Ziel, nach welchem wir Alle streben."

„So, also auch Sie möchten gern heirathen?" lachte Thusnelda.

„Nun, wenn ich ein Herz fände, welches mit dem meinigen sympathisirte, wenn das Ideal meiner Träume mir in der Wirklichkeit erschiene," bemerkte dieser mit

einer schwärmerischen Augenverdrehung, welche schließlich wie eine Brandrakete die in der Luft platzt und ihre Feuergarben ausstreuend, damit endete, daß Falkner dem jungen Mädchen einen Blick zuschickte, in dem er Alles Das, was er an Liebesgluth in seinem Herzen gesammelt hatte, über dasselbe ausschüttete.

„Nun," fuhr Fräulein Wiesel in ihrer Offenheit fort, „von Träumen halte ich nichts, ebenso wenig von den Kartenschlägern, denn Beide haben mich schon zu oft betrogen. Aber wissen Sie, wenn ich einmal heirathe, so darf mich mein Mann in meinem freien Willen nicht beschränken, — nein, das ertrüge ich nicht, ich glaube, ich liefe ihm schon in den ersten vier Wochen davon." —

Der Architect lachte. „Natürlich hat ja auch die Frau ihre Rechte," meinte er, „und selbstredend gehört hierzu auch der freie Wille. Die Ehe ist ja ohnedem ein Vertrag, welcher auf Gegenseitigkeit beruht." —

„Was Sie schön zu sprechen wissen," rief Thusnelda. „Wirklich Sie sind ein äußerst interessanter Herr und es würde mich sehr freuen, wenn Sie uns öfter besuchten." —

„Sie machen mich durch diese Aeußerung sehr glücklich. Wenn ich wirklich hoffen darf nicht lästig zu fallen..." und Falkner spitzte wieder den Mund zu einem möglichst anmuthigen Lächeln.

„Kommen Sie nur recht häufig, Sie werden mir stets angenehm sein.“ —

„Ich gebe mich der Annahme hin, daß Ihr Herr Vater ebenso denkt.“ —

„Ach Sie brauchen nicht zu glauben, daß ich so unselbständig bin. Was ich will, das setze ich schließlich doch durch. Papa ist es so gewohnt; ich glaube wirklich, er fürchtet sich etwas vor mir.“ Thusnelda lachte hell auf, in demselben Augenblick öffnete sich aber auch die Thüre und Herr Wiesel tauchte plötzlich im Zimmer auf. Heimlich warf er dem Baumeister einen Blick zu, als wenn er hätte sagen wollen: „Befindet sich der Marder denn noch immer in meinem Taubenschlag?“ Aber was die Tochter soeben noch von ihrer Herrschaft über ihn gesagt hatte, bestätigte sich, denn äußerlich zeigte er sich sehr freundlich und als die junge Dame mit besonderer Betonung sagte: „Papa, ich habe Herrn Falkner eingeladen uns recht oft zu besuchen, zwang er sich sogar zu einem unnatürlichen Lächeln und würgte die Worte: „Sehr angenehm!“ heraus.

Es würde die Leser vielleicht ermüden, den Entwicklungsgang, welchen die Bewerbungen des Baumeisters bei der Tochter des Wechselagenten nahmen, in seinen Details noch weiter auszuspinnen. So mag es also genügen, zu bemerken, daß derselbe dabei solche

Fortschritte machte, daß schließlich eines Tages die Verlobung des Baumeisters mit Thusnelda in der Zeitung veröffentlicht wurde, wobei Papa Wiesel durch den Einfluß seiner Tochter bestimmt worden war, diese inhaltsreiche Anzeige persönlich nach der Expedition zu tragen. In der Schmiede war von dem Ereigniß keine besondere Notiz genommen worden. Der alte Falkner, an und für sich schon ein ruhiger Mann, hatte zu seinem Sohne nur geäußert:

„Du bist alt genug, um zu wissen, was Du thust, eine Ehe ist eine ernste Sache und man hat Vieles dabei zu prüfen und zu überlegen.“ —

Marie verhielt sich, bei den geringen Sympathien, welche zwischen den Geschwistern bestanden, bei der Nachricht von der Verlobung ihres Bruders fast theilnahmslos. Sie hatte nur geäußert: „Ich wünsche Dir alles Gute und wenn ich finde, daß Deine künftige Frau meiner Freundschaft werth ist, so werde ich ihr dieselbe nicht versagen,“ worauf der Architect aufbrausend erwiderte, sie möge erst abwarten, ob bei Thusnelda überhaupt die Neigung vorhanden sei, sich ihr näher anzuschließen.

Einige Wochen später erschien Herr Arnold Wiesel in der Schmiede, um mit dem alten Falkner die Bedingungen festzusetzen, welche dem Ehekontract zwischen seiner Tochter und dem Baumeister zum Grunde gelegt werden sollten. Nach langem Hin- und Herreden ver-

stand er sich schließlich dazu, eine baare Summe als Mitgift auszuzahlen, doch nur unter der Bedingung, daß das Vermögen, welches Thusnelda einst noch von ihm zu erwarten habe, derselben ungeschmälert erhalten bleiben sollte, so daß ihr Mann ohne ihre Einwilligung darüber nie eine Verfügung treffen konnte. Darin lag für den Baumeister nun eben kein großes Vertrauensvotum, allein er ließ es sich gefallen, weil ihm Thusnelda versichert hatte, sie werde von den Vortheilen, die ihr der Contract gewähre, niemals Gebrauch machen, aber im Stillen war sie doch mit den Bestimmungen einverstanden, denn die Herrschaft, welche sie über ihren Vater ausgeübt, wollte sie auch auf ihren Mann übertragen und hierzu schien ihr ihre Zustimmung in Finanzfragen ganz besonders geeignet.

Auch Hilmar, mit welchem Falkner im Briefwechsel geblieben, hatte von Letzterem eine Verlobüngsanzeige empfangen und zwar unter einer Menge hochtönenden Phrasen. Mißtrauisch schüttelte aber auch dieser den Kopf, als er den Brief zu Ende gelesen, und mit den Worten: „Wenn er nur nicht wieder einen unüberlegten Streich begangen hat,“ legte er denselben schließlich bei Seite.

# Viertes Kapitel.

## Die Physiognomie einer kleinen Stadt.

Das Städtchen Wiesenthal lag noch ziemlich abseits von den großen Verkehrswegen und lehnte sich an einen sanft emporsteigenden Bergrücken, auf dessen Plateau sich noch ein gut erhaltenes Schloß mit seinen Nebengebäuden erhob, welches Graf Lothar von Steinhausen, der letzte Sprosse seines Geschlechts, bewohnte, wenn er sich nämlich nicht gerade auf Reisen befand, was indessen meist der Fall war. Während seiner Abwesenheit hütete dasselbe ein alter Mann als Kastellan, welcher mit seiner Frau dort ein beschauliches Leben führte und sich nur wenig in dem Städtchen sehen ließ. Herr Walter hatte das Ansehen eines ehemaligen Kammerdieners aus einem vornehmen Hause, er war bereits ein Greis mit Silberlocken und es mangelte ihm nicht an der ruhigen, anständigen Haltung, welche man häufig

bei jener Klasse von Menschen antrifft, die den größten Theil ihres Lebens im engen Verkehr mit vornehmen Persönlichkeiten gestanden und sich das Vertrauen derselben durch langjährige erprobte Dienste erworben haben. Der Graf stand übrigens bei den Bewohnern des Ortes und in der Umgegend in hohem Ansehen, denn seine Vorfahren waren einst mit fast souveräner Macht bekleidet gewesen, bis schließlich das durch und durch morsche deutsche Reich zusammenbrach, und die im Laufe der Zeit veränderte Gesetzgebung auch in Wiesenthal ganz neue Verhältnisse hervorrief und die letzten Reste der Feudalherrschaft vernichtete. Da später dieses Städtchen fast ausschließlich den Schauplatz unserer Erzählung bilden wird, so behalten wir uns eine Schilderung der engeren Verhältnisse in demselben bis dahin vor und bemerken vorläufig nur, daß unter den Honorationen des Ortes die Familie Lindner mit den ersten Platz einnahm. Herr Lindner war reich und betrieb allerhand heimliche und offene Geschäfte, zumeist aber Kornhandel. Er war Stadtverordneter und stand gleichzeitig an der Spitze der städtischen Polizei. Wie die Fama sagte, sollte er früher ein sehr bewegtes Leben geführt haben und sehr weltlich gesinnt gewesen sein. Das Alles hatte sich aber geändert, seitdem er sich in Wiesenthal niedergelassen und dort eine Frau mit ansehnlichem Vermögen heirathete. Frau Lindner besaß

nichts weniger als körperliche Reize, sie war eine hagere, lang aufgeschossene Gestalt, mit dünnen, fest zusammengekniffenen Lippen, mit stark hervortretenden Backenknochen, mit einer Stirn, auf welches stets ein Gewitter zu lagern schien und welches jeden Augenblick zum Ausbruch kommen konnte. Nur selten sah man sie lächeln; desto fleißiger besuchte sie die Kirche, und der wegen seiner Strenge und Unduldsamkeit nichts weniger als beliebte katholische Ortspfarrer war ein täglicher Gast in ihrem Hause. Die Gebote der Kirche erklärte sie für unantastbar, ein Christ, so äußerte sie, dürfe keinen freien Willen haben und müsse blinden Gehorsam leisten. Gegen die Fehler ihrer Mitmenschen war sie unnachsichtig; Mitleid kannte sie nicht. —

Ihr Mann hatte sich mit wunderbarer Geschicklichkeit diese Grundsätze angeeignet, wenn er sie auch nicht so offen wie seine Frau zur Schau trug. Er fand bald den Vortheil heraus, welcher darin lag, daß er mit der streng-kirchlichen Partei Hand in Hand ging. Im Stillen machte er seine Geschäfte und scharrte Geld zusammen, öffentlich spielte er den Frommen, sammelte Peterspfennige und betheiligte sich mit der Kerze in der Hand an den Prozessionen. Herr Lindner stand tief in den Vierzigen, hatte eine mittlere, bereits zur Corpulenz sich hinneigende Gestalt und besaß ein volles, rundes Gesicht. Sein schwarzes Haar war kurz ge-

schnitten und glatt auf die Stirn heruntergekämmt, um seine Mundwinkel spielte ein zuvorkommendes, fast in Demuth ausartendes Lächeln, daß durch die Weiche seines breiten, runden Kinns und durch die weiße Halsbinde, in welcher dasselbe ruhte, noch mehr hervorgehoben wurde; seine hellgrauen Augen waren stets halb niedergeschlagen, was ihn jedoch nicht verhinderte, lauernd um sich zu blicken.

Das Lindnersche Ehepaar besaß nur ein Kind, einen Sohn, welchen der Chef der Wiesenthaler Polizei als Commis in einem großen Fabrikgeschäfte untergebracht hatte.

Leider erlebten die Eltern nur wenig Freude an dem einstigen Erben ihres Reichthums. Es war, als wenn ein Fluch auf dem jungen Menschen laste, und Herr Lindner hätte vielleicht dieser Annahme einige Wahrscheinlichkeit verleihen können, wenn er es für angemessen gefunden, den Schleier von seiner eigenen Vergangenheit etwas zu lüften und sich zu einigen Bekenntnissen herabzulassen. Schon früh ergab sich Robert einem ausschweifenden Lebenswandel und machte Schulden; bald setzte er auch die Achtung gegen die Eltern bei Seite und auf dem Comptoir betrachteten ihn seine Collegen nur mit Mißtrauen, da bereits Manches vorgefallen war, was gegen ihn Verdacht erregte. Dies Alles wurde indessen durch den Einfluß, dessen sich das

durch Frömmigkeit hervorragende Lindnersche Ehepaar bei der kirchlichen Partei erfreute, vertuscht. Die Eltern bezahlten die Schulden ihres Sohnes im Stillen und auch manche unehrenhafte Handlung desselben wurde mit Geld zugedeckt. In der Fabrik wäre man ihn schon längst mit guter Manier losgeworden, und als der junge Taugenichts eines Tages erklärte, er sei es satt, vom Morgen bis zum Abend am Pulte zu stehen und sehe gar nicht ein, weshalb er sich einen solchen Zwang auferlegen solle, er werde gehen, er sei ja reicher Leute Kind und brauche nicht zu arbeiten, da gab man ihm gern die begehrte Entlassung und seitdem führte er in Wiesenthal ein herumlungerndes Leben und zeichnete sich durch Trotz gegen seine Eltern und durch seinen Hang zu Gewaltthätigkeiten aus.

Auch eine militärische Persönlichkeit konnte das Städtchen aufweisen. Ein Veteran, der Hauptmann Schlottheim, hatte sich dasselbe zum Ruhesitz auserkoren. Eine Verwandte von ihm, Fräulein Herz, eine Dame von etwa fünfzig Jahren, führte ihm die Haushaltung.

Der Hauptmann war ein harmloser alter Herr, welcher kein Mißtrauen kannte und so glaubte er denn auch seine Pflicht im vollen Maße erfüllt zu haben, wenn er die Wiesenthaler freundlich grüßte und hier und da bei Diesem oder Jenem plaudernd stehen blieb.

Feinde konnte er ja nicht haben, denn in seinem Herzen meinte er es mit Jedermann gut und in anderer Leute Angelegenheiten mischte er sich nicht. Und doch sollte er die Erfahrung machen, daß auch er von heimlichen Anfeindungen nicht verschont blieb. Die Veranlassung hierzu hatte die böse Zunge der Frau Lindner gegeben, welche es nicht über sich gewinnen konnte, die alte Dame — Fräulein Herz — in Ruhe zu lassen. Bald war ihr diese zu putzsüchtig, bald bildete sie sich mehr ein, als ihr zukam, und schließlich bezweifelte sie auch noch unter verdächtigen Aeußerungen deren Verwandtschaft mit dem Hauptmann. Schlottheim, welcher hiervon Kenntniß erhielt, ging endlich die Geduld aus und eines Tages zog er sich seine Uniform an und ließ sich bei dem Lindnerschen Ehepaar anmelden.

Frau Lindner fielen plötzlich die Schmähreden ein, welche sie gegen den alten Herrn und Fräulein Herz so vielfach ausgestoßen hatte, aber dennoch besaß sie Dreistigkeit genug, um sich nicht aus der Fassung bringen zu lassen. Sie befahl dem Mädchen, dem Hauptmann zu sagen, daß man ihn erwarte, wobei sie ihre schmalen Lippen fest zusammenpreßte, während sie sich gleichzeitig herausfordernd emporrichtete.

In der schleichenden, heuchlerischen Natur Lindners lag es, unter allen Umständen mit Geschmeidigkeit aufzutreten, denn er besaß einen feigen Charakter und

wenn er Jemand angreifen wollte, so geschah dies nur im Finstern, vom Hinterhalt aus. Mit dem ihm eigenthümlichen, demuthsvollen Lächeln, die grauen Augen wie gewöhnlich zu Boden geschlagen, trat er daher auch jetzt dem Veteran entgegen und sagte unter einer tiefen Verbeugung:

„Darf ich bitten einzutreten! — Große Ehre — hocherfreut Sie bei uns zu sehen!“ — —

Der Hauptmann erwiderte nichts, er richtete sich noch fester empor und folgte dem Stadtverordneten in's Empfangszimmer.

Frau Lindner hatte auf dem Sopha Platz genommen. In ihrem Gesicht machte sich ein Ausdruck geltend, welcher ein Gemisch von Trotz, Stolz und ungezogener Zurückhaltung bildete.

„Der Herr Hauptmann erzeigt uns die Ehre“ .... begann der Getreidehändler.

Frau Lindner machte nur eine frostige Verbeugung. „Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ begann ihr Mann wieder und schob geschmeidig einen Sessel herbei.

„Was ich zu sagen habe, kann ich stehend sagen,“ entgegnete Schlottheim kalt. „Sehen Sie, ich bin ein alter Mann, aber ich habe mit Ehren gedient und mein Leben ist fleckenlos. Fräulein Herz, welche mein kleines Hauswesen in Ordnung hält, ist ebenfalls schon alt; sie ist, wie Ihnen bekannt sein wird, eine Verwandte

von mir. Diese Dame, welche in jeder Beziehung meine Hochachtung verdient, haben Sie, Frau Lindner, trotz Ihrer Christlichkeit, in höchst unchristlicher, ja sogar in ganz unwürdiger Weise verläumdet und hinter ihren Rücken angegriffen." —

„Ich?" rief die alte Heuchlerin, wobei ein paar unheimliche Blitze aus ihren Augen schossen und sie sich mit solchem Geräusch halb vom Sopha erhob, daß sogar der kleine Spitz, welcher zu ihren Füßen lag, aufsprang und den alten Herrn nun ebenfalls herausfordernd anbellte — „ich?.. nun wahrhaftig, es ist doch zu stark, daß ich mich solcher Sachen wegen in meinem eigenen Hause zur Rede stellen lassen muß!"

„Daran sind Sie selbst schuld; der Gang hierher ist mir lästig genug geworden, aber er war schließlich eine Nothwendigkeit. Und um mich kurz zu fassen: Merken Sie es sich, Frau Lindner, für die Zukunft dulde ich keine Verunglimpfung mehr, welche gegen meine Verwandte gerichtet ist. Regt sich also noch einmal Ihre böse Zunge, so laufen Sie Gefahr, vor Gericht wegen Ihrer Verläumdungen Rechenschaft zu geben."

Frau Lindner schleuderte Blitze auf Blitze auf den alten Soldaten und mit Zorn und Wuth kämpfend würgte sie heraus:

„Mann, willst Du mich in dieser Weise beleidigen lassen?" —

Der Getreidespeculant war aber anderer Meinung. Die Drohung mit dem Gericht hatte ihm einen heilsamen Schrecken beigebracht; die Gerichte scheute er instinctmäßig, denn er fürchtete immer, daß dort einmal irgend Etwas aus seinem früheren Leben zur Sprache kommen könnte. Deshalb hielt er es auch jetzt für's Klügste einzulenken. Anzusehen wagte er Schlottheim nicht, statt dessen rieb er sich heuchlerisch die Hände und lispelte mit süßlicher Stimme:

„Die christliche Liebe gebietet Versöhnung und ein Streit zwischen den Menschen ist dem Herrn ein Aergerniß. Ich bin ein Mann des Friedens und so lassen Sie uns denn auch im Frieden scheiden, Herr Hauptmann.“

„Weiter will ich auch nichts als Frieden,“ entgegnete dieser, „und jetzt, da ich ehrlich herausgesagt habe, was ich auf dem Herzen hatte, will ich Sie nicht länger belästigen.“ —

Er verbeugte sich kalt und bemerkte gar nicht, daß, als er das Zimmer verließ, die fromme Frau Lindner, welche jede Woche zur Beichte ging, und die für den Caplan Jensen stets eine Flasche Portwein und feines Gebäck bereit hielt, drohend den Arm hinter ihm ausstreckte. —

„Compagnie halt!“ rief der Capitain, als er zu Hause wieder anlangte, und wischte sich dabei den

Schweiß von der Stirn — „Himmel Donnerwetter — — ja so, ich soll ja nicht fluchen. . . . Na, ich sage Ihnen aber, liebe Herz, der alten Kreuzspinne habe ich es gegeben und jetzt, hoffe ich, werden Sie Ruhe haben.“ —

„Es thut mir aber doch leid, daß ich die Ursache solcher Aufregung gewesen bin,“ bemerkte diese.

„Nichts soll Ihnen leid thun, habe nur meine Schuldigkeit gethan, als ich für Sie in's Gefecht ging,“ bemerkte Schlottheim, langte seine Pfeife hervor und nahm behaglich von dem großen, weichgepolsterten Sessel Besitz. —

Der Hauptmann besaß übrigens an dem Grafen Lothar einen großen Rückhalt und Fräulein Herz wurde von demselben mit Wohlwollen und hoher Rücksichtnahme behandelt. Die Leser wissen, daß der junge Schloßherr den größten Theil seiner Zeit auf Reisen zubrachte, aber wenn er einmal auf längere Zeit in Wiesenthal verweilte, war der Hauptmann auch sein täglicher Gast und auch Fräulein Herz widerfuhr nicht selten die Auszeichnung, daß sie zur Theilnahme an einer Spazierfahrt oder zum Thee eingeladen wurde, den man in der Regel auf der mit Orangeriebäumen besetzten Terrasse des Schlosses einnahm. —

Eine weitere originelle Persönlichkeit, welche in unmittelbarer Nähe von Wiesenthal lebte, war ein Baron

von Putenburg. Dieser Herr von Putenburg war erst vor einigen Jahren in den Adelsstand erhoben worden und besaß hinsichtlich des ihm verliehenen Ranges die lächerlichsten Begriffe. Der eben erst aus den adeligen Windeln herausgekrochene neue Baron hatte früher in der nahen Residenz eines kleinen Fürsten gelebt und dort mit den Kavaliren des Hofes Geldgeschäfte gemacht, welchen, wie man behauptete, sogar der Minister und Prinz Leopold, der Bruder des Herzogs, nicht fern standen. Wahrscheinlich durch die Gunst des Ersteren hatte der speculative Herr Maier, noch ehe ein Wort darüber in die Oeffentlichkeit gelangte, erfahren, daß die Anlage einer neuen Eisenbahn vorbereitet würde und daß die Unternehmer auf ein großes Terrain zur Anlage eines Bahnhofs und zur Weiterführung des Schienenweges reflectirten. In vier Wochen war dieser Grund und Boden in Maiers Händen, und ein halbes Jahr darauf erhielt er von den Actionären der neuen Bahn 200,000 Thaler ausgezahlt. Nach weiteren sechs Monaten ward ihm durch Vermittelung des Prinzen Leopold der Baronstitel zu Theil. Da er sehr dumm war (ausgenommen in Geldgeschäften) und gleichzeitig einen kleinen, dicken Körper und einen schleppenden Gang hatte, so ernannte ihn der Herzog in einem Anfall von heiterer Laune zum ‚Baron von Putenburg.' Witzige Leute machten ihm weiß, daß dies der Name

eines uralten, ausgestorbenen Geschlechts sei, welches nunmehr durch ihn wieder aufgefrischt werden sollte. Von jetzt an warf er den Kopf gewaltig in den Nacken und watschelte noch stärker wie bisher. In der Nähe von Wiesenthal ließ er sich ein schönes Schloß bauen, schmückte dessen Räume mit Marmorstatuen und Gemälden aus und lebte im Sommer hier.

Man mußte es ihm zum Lobe nachsagen, daß er sehr gastfrei war und sich stets freute, wenn ein Fremder ihn besuchte, einmal, weil dies seiner Eitelkeit schmeichelte und das andere Mal, weil er sich in seiner ländlichen Einsamkeit langweilte. Dabei hielt er indessen streng an der Etiquette fest und so bestand er unter Anderem auch darauf, daß man seinen Besuch stets einen Tag vorher anmelden lassen mußte. Er behauptete, er sei dies der Würde seines Ranges schuldig, bei seinem Wappenschilde habe er geschworen, in allen Stücken ein Ritter sans peure et sans réproche zu sein (ohne Furcht und ohne Tadel) und zu bleiben. Dieses sans peure et sans réproche radbrechte der Baron zwar etwas, aber er that sich doch auf sein Französisch sehr viel zu Gute und verfehlte nie, bei Unterhaltungen einige Brocken anzubringen. Da uns später noch die Gelegenheit geboten werden wird, Herrn von Putenburg in seiner vollen Glorie den Lesern vorzuführen, so verzichten wir darauf, auf weitere Schilderungen

dieses ausgezeichneten Mannes einzugehen und wenden uns vorläufig nderen Gegenständen zu.

Zur Orientirung der Leser für eine spätere Zeit müssen wir zunächst bemerken, daß sich etwa eine Viertelstunde von Wiesenthal ein großer, wohl eine halbe Meile umfassender See befand, dessen Ufer theils mit Rohr, theils mit Weiden bewachsen war. Dieser See bildete die Grenze zwischen zwei kleinen Fürstenthümern, von denen das Eine in Bezug auf den Grenzverkehr, eine besondere Enclave bildete, indem es sich bisher noch immer nicht dem allgemeinen deutschen Zollverbande angeschlossen, sondern sein Absperrungssystem aufrecht erhalten hatte. In der Mitte des Sees lag eine Insel, welche einen Flächenraum von etwa fünfzig Morgen haben mochte.

Das Eiland war Eigenthum der Stadt und man hatte mehrere Male den Versuch gemacht, dasselbe zu verkaufen, ohne jedoch den gewünschten Preis erzielen zu können. Einige Jahre später fand sich jedoch ein Käufer, ein herkulisch gebauter, von der Sonne gebräunter Mann, von finsterem Aussehen, der sich als ein aus Amerika zurückgekehrter Deutscher dokumentirte, und dem die sonst eben nicht sehr ertragsfähige Insel schließlich zugeschlagen und als Eigenthum übergeben wurde. Als er von derselben Besitz nahm und sich das auf derselben befindliche Haus wieder einigermaßen wohnlich

eingerichtet hatte, kam auch gleichzeitig eine Frau von mittlern Jahren zum Vorschein, deren kupferfarbener Teint, und deren halb europäische, halb indianische Tracht allgemein auffiel. Oft unterhielt sie sich mit dem Inselbewohner in einer fremden, hier ganz unbekannten Sprache, und dieser erklärte schließlich einzelnen neugierigen Fragern unter einem finstern Stirnrunzeln: eigentlich hätten sie sich um seine Angelegenheiten gar nicht zu kümmern, ausnahmsweise wolle er ihnen aber diesmal den Bescheid geben, daß Felicita die Tochter eines Häuptlings der Chryennes Indianer sei, daß sie sich habe taufen lassen, und daß sie ein Recht darauf besitze, sich seine nach christlichem Gebrauch angetraute Frau zu nennen. Im Uebrigen möchte man ihn aber für die Zukunft unbehelligt lassen, er liebe die neugierigen Leute nicht, und wer unberufen die Nase in seine Angelegenheiten stecke, dem werde er mit der Büchse in der Hand die Wege zeigen.

Wirklich hatte er diese Drohung auch schon verschiedene Mal gegen solche Personen wahr gemacht, die sich neugierig seiner Wohnung näherten und so kam er bald in den Ruf eines gewaltthätigen Mannes, dem wenig Gutes zuzutrauen sei. Welche Geschäfte er eigentlich trieb, darüber war man nicht recht im Klaren; der Umstand aber, daß mehrere Leute mit ihm im engsten Verkehr standen, welche als notorische Schmuggler bekannt waren, gab

der wohl nicht unbegründeten Vermuthung Raum, daß er diesem gefährlichen, gesetzlosen Gewerbe, ebenfalls nicht fern stehe und es sogar mit großer Kühnheit betreibe. Schließlich betrachtete man die Insel als einen Ort, welcher nicht ohne Gefahr zu betreten sei und da der Fremde dort wie ein unabhängiger Fürst schaltete und waltete, so gab man ihm bald den romantisch klingenden Namen: „Der Inselkönig." —

Diese Andeutungen mögen vorläufig dem Leser genügen. Die Geschichte des in den Nimbus einer geheimnißvollen Romantik gehüllten Mannes gehört einer späteren Zeit an, und wir werden Gelegenheit finden, die Bekanntschaft desselben wieder zu erneuern. —

## Fünftes Kapitel.

### Die Schauspieler im Schlosse.

Es war ein heißer, schwüler Tag, als Werner mit seiner Gesellschaft Königsruhe verließ, um sich nach dem etwa drei Meilen entfernten Schlosse des Grafen von Steinhausen zu begeben. Viele Bewohner des Städtchens hatten sich vor dem Löwen versammelt, um der Abfahrt der kleinen, lustigen Karawane beizuwohnen. Drei bis vier Leiterwagen standen bereit, um die Mitglieder der Truppe aufzunehmen, welche sich, so gut es ging, zwischen Kisten und Kasten placirten. Man bedauerte allgemein die Abreise und manches, eben nicht schmeichelhafte Wort, wurde über den Bürgermeister und den Pastor Pauker laut; viele drückten dem Director, Hilmar und Herrn Sturmvogel die Hände, selbst die kleine, runde Löwenwirthin erschien an der Thüre und winkte freundlich zum Abschied und schließlich erklärte

auch noch der junge Mann, welchen wir bereits im zweiten Kapitel kennen gelernt haben, daß er vorzugsweise bedauere, den „dämlichen Theil“ der Gesellschaft aus Königsruhe scheiden zu sehen, wobei sich seine Augen mit einem vielsagenden Ausdruck auf die schalkhafte Phöbe richteten, worauf diese, ihrer Natur gemäß, dem schwärmerischen Jüngling einen ihrer glühendsten Blicke zuschickte und dann in ein helles Gelächter ausbrach. Unter einem donnernden Zuruf setzte sich schließlich der Zug in Bewegung und bald hatten die Reisenden das romantisch gelegene Städtchen im Rücken.

Werner saß mit seiner Frau und drei bis vier anderen Mitgliedern der Gesellschaft im ersten Wagen, im zweiten hatte Hilmar neben Phöbe Platz genommen, im dritten befand sich Herr Sturmvogel an der Seite der „Tante“, unter deren bergende Fittige er sich stets flüchtete, weil er ihre Gutmüthigkeit kannte und wußte, daß dieselbe seinen hypochondrischen Launen stets mit großer Geduld Rechnung trug und immer bereit war, ihm hülfreiche Hand zu leisten, wenn seine Einbildungskraft ihm vorspiegelte, an diesem oder jenem Uebel zu leiden. Auch jetzt saß er, den dicken Plaid um die Schultern geschlagen und die Pelzmütze bis an die Ohren herabgezogen, mit einem Gesichtsausdruck da, als sei er das Opfer einer abscheulichen Kabale und als blicke er in einen bodenlosen Abgrund, dem er nicht

mehr auszuweichen vermöge. Obgleich die Luft drückend war und schwere Gewitterwolken am Himmel standen, die sich immer mehr zusammenzogen, so klagte er doch über Zugluft und Kälte, worauf Frau Müller ihm in ihrer Besorgniß noch ihren rothcarrirten Mantel über den Plaid hing, was ihr einen dankbaren Blick ihres Schützlings eintrug. Herr Süßlich, der Gnom, sollte sich der Anordnung gemäß, ebenfalls auf den hintersten Wagen setzten, um die Aufsicht über die Requisiten und die Garderobe zu führen, aber seine Stimmung hatte sich in der letzten Zeit gegen Hilmar zu einer immer feindseligeren gestaltet, und seine Eifersucht war dadurch nur noch mehr angefacht worden, daß Phöbe, nach ihrer leichtfertigen, gewissenlosen Weise, ein grausames Spiel mit ihm trieb, indem sie ihn, wenn das Maß seiner Leiden bis zum Ueberfließen voll schien, durch verstellte Freundlichkeit wieder zu beruhigen wußte, ihn dann aber auch wieder in der nächsten Stunde mit kaltem Hohn den Stachel in's Herz trieb, wenn sie vor seinen Augen ihre ganze Zärtlichkeit an Hilmar verschwendete. Wuthknirschend hatte dann der Gnom die Hände geballt und dem leichtsinnigen Mädchen unter vier Augen erklärt, er werde sich an Dem, welcher ihn aus dem Paradiese vertrieben, rächen und möge es auch sein Leben kosten. — Selbst die leichtfertige Soubrette war hierdurch stutzig geworden und hatte unsern Bekannten

gewarnt; dieser lachte aber über die ausgestoßenen Drohungen und meinte, Herr Süßlich sei ein Tollhäusler und nöthigenfalls werde er sich schon gegen die Bosheit desselben zu schützen wissen. —

Jetzt hatte sich der Gnom mit einer trotzigen Geberde auf den Bock geschwungen und neben dem Kutscher offenbar in der Absicht Platz genommen, Phöbe und Hilmar zu beobachten und ihr Gespräch zu belauschen.

Das leichtblütige, nur der Gegenwart lebende Mädchen schien sich hierdurch aber nicht im Geringsten belästigt zu fühlen. Unter Lachen und Scherzen griff sie nach dem Confect, welches unser Bekannter für sie mitgenommen hatte und zeigte dabei ihre blendend weißen Zähne und ihre zum Genuß geformten frischen Lippen. Ganz ihrer Schmetterlingsnatur gemäß ging sie dann plötzlich zu einem andern Extrem über und spielte die Sentimentale.

„O, ich liebe Dich unendlich!" rief sie und schlang dabei ihren Arm zärtlich um den Nacken Hilmars, „meine ganze Seele, mein ganzes Herz gehört Dir, einzig Theurer, und eine Trennung von Dir würde mein Tod sein!" —

Ein boshaftes Gelächter ließ sich vom Kutschersitz vernehmen.

„Nun, weshalb lachen Sie denn, Sie garstiger Ko-

bold?“ rief Phöbe und warf die noch halbgefüllte Düte Herrn Süßlich an den Kopf.

Dieser drehte sich um und grinste boshaft, während gleichzeitig seine Augen rachsüchtig leuchteten.

„Behalten Sie Ihre Süßigkeiten,“ rief er und schleuderte das Papier zurück, „es ist Gift darin und weshalb nennen Sie mich jetzt einen Kobold, da es doch eine Zeit gab, wo ich ebenfalls Honig von Ihren Lippen sog?“ —

Die Soubrette brach in ein helles Gelächter aus. „Sie sind ein Narr,“ rief sie aus und zuckte mitleidig mit den Achseln.

„Ja, ein Narr war ich allerdings,“ fuhr Süßlich fort, „aber ein ehrlicher Narr, welcher es redlich mit Ihnen meinte und Sie heirathen wollte! O, ich kenne Sie! Leichtfertig spannen Sie nach allen Seiten Ihre Netze aus und Ihr jetziger Buhle!...“

„Nun ist es genug!“ rief Hilmar, welcher sich bisher nicht in den Streit gemischt hatte, „Sie sind ein unberufener Horcher und wenn Sie nicht freiwillig Ihren unbefugt eingenommenen Platz verlassen, so werde ich so frei sein, Ihnen meine Hülfe anzubieten!“

„O Sie! Sie!“ erwiderte der kleine Mann im zischenden Tone, und sein Arm hob sich und seine Faust ballte sich drohend — „nehmen Sie sich in Acht

und machen Sie nicht, daß es zu einer Catastrophe kommt!" —

Jetzt lachte auch unser Bekannter hell auf. „Sie sind ja ein kleiner desperater Bursche," bemerkte er, „und da Sie den Wink von vorhin nicht verstanden zu haben scheinen, so muß ich nun wohl wirklich Anstalt machen, mich Ihrer zu entledigen." —

Während dieses lebhaft geführten Wortwechsels hatte sich der Horizont immer mehr verfinstert, Blitze zuckten und mehrere heftige Donnerschläge folgten rasch auf einander.

„Wollen Sie nun herunter?" rief Hilmar, der durch eine neue höhnische Grimasse, welche der in seinen Liebesbewerbungen so wenig glückliche Souffleur ihm in der boshaftesten Weise schnitt, nun vollends aus seiner bisherigen Ruhe gebracht worden war. „Sie haben sich ohnedem hier aufgedrängt, Sie gehören auf den dritten Wagen und kurz und gut, Ihre Gegenwart ist mir lästig und wenn Sie sich nicht gutwillig entfernen, so brauche ich Gewalt!" —

„Oho!" rief der Gnom, und seine Augen funkelten dabei rachsüchtig, „versuchen Sie es nur, aber Sie thun es auf Ihre eigene Gefahr!" —

„Nun denn, wenn Sie es nicht anders wollen!..." und Hilmar erhob sich von seinem Sitz und streckte den

Arm aus, um den trotzigen kleinen Burschen beim Kragen zu fassen. —

Aber blitzschnell zog dieser jetzt ein bisher verborgen gehaltenes Dolchmesser hervor und schwang dasselbe zum Stoß ausholend, hoch in der Luft.

„Elender Wicht!“ rief der junge Mann zornentbrannt und schob Phöbe bei Seite, welche sich heroisch vor Hilmar geworfen hatte, um diesen mit ihrem Körper zu decken.

In diesem Augenblick fuhr aber auch in dichtester Nähe ein dicker, die Augen blendender Feuerstrahl im Zickzack nieder, und unmittelbar darauf folgte ein betäubender Donnerschlag. Mit einem lauten Aufschrei sank Phöbe zurück und die Pferde machten einen gewaltigen Satz zur Seite.

„Ist irgend ein Unglück geschehen?“ hörte man Werner im ängstlichen Tone fragen, indem er sich zum Wagen herausbog.

„Nein,“ antwortete Hilmar, „es ist Gott sei Dank noch Alles glücklich abgelaufen, der Blitz hat zehn Schritte von hier, dort in jenen Baum eingeschlagen.“ —

In der That war der Stamm einer schlanken, kräftigen Tanne in der Mitte gespalten und theils verkohlt, theils geschwärzt. —

„Ist auch wirklich Niemand verletzt?“ fragte der

Director besorgt nochmals. „Herr Sturmvogel — Frau Müller, wo sind Sie?“ —

Der Erstere arbeitete sich mühsam unter dem dicken Plaid und unter dem rothcarrirten Mantel der Tante hervor:

„Fordere Niemand mein Schicksal zu hören
Dem das Leben noch wonnevoll winkt“ —

rief er, den Arm pathetisch ausstreckend, „noch weile ich allerdings unter den Lebenden, aber als ein jämmerliches Wrack, jede Rippe thut mir weh, kurz ich bin nichts als ein sterbender Held,“ murmelte melancholisch der Hystrione und verschwand dann unter einem großen Schirm, welchen Frau Müller eben zur rechten Zeit aufspannte, denn der Himmel hatte seine Schleusen geöffnet uud strömend ergoß sich der Regen auf die unglücklichen Insassen der durch kein Verdeck geschützten Leiterwagen. —

Auf Herrn Süßlich hatte in der Verwirrung und Aufregung Niemand geachtet, er war als die Pferde scheu wurden, ohne jedoch Schaden zu nehmen, zur Erde geschleudert worden und hatte sich dann still davon geschlichen, um in einer der großen Kisten, in welchen die Requisiten aufbewahrt wurden, Schutz gegen das Unwetter zu suchen. Mit durchnäßten Kleidern, zitternd vor Frost, schmiegte sich Phöbe an unseren

Bekannten, welcher, um sich gegen Sturm und Regen zu schützen, ebenfalls seinen Schirm aufgespannt hatte.

„Ich wollte wir wären im Schlosse,“ seufzte sie, „so ein Nomadenleben ist doch häufig recht beschwerlich und mitunter habe ich es wirklich bis zum Ueberdruß satt.“

„Aber weshalb geben Sie es denn nicht auf?“ bemerkte Hilmar. „Bei Ihrer Schönheit, bei Ihrer Jugend und bei Ihrer geistigen Gewecktheit würden sich gewiß Mittel und Wege finden lassen, um Ihnen eine angenehme und gesicherte Existenz zu verschaffen. Ich selbst bin gern bereit, zur Erreichung eines solchen Zieles nach Kräften beizutragen.“ —

„So nimm mich mit,“ rief die Soubrette, und ihre Augen leuchteten auf, „Dir könnte ich treu und ergeben sein, das fühle ich, und Du solltest es gewiß nicht bereuen, Dich der armen verlassenen Phöbe in so großmüthiger Weise angenommen zu haben!“

Lächelnd schüttelte der junge Mann mit dem Kopfe. „Das geht nicht, mein Leben ist noch nicht abgeschlossen, unruhig treibt es mich in die Welt hinaus und ich selbst weiß noch nicht, wann und wo ich zur Ruhe komme. Was würde denn damit aber auch erreicht?“ setzte er hinzu, „könnte man dies wirklich eine Verbesserung nennen?“ —

Das junge Mädchen senkte den Nacken und blickte einige Sekunden sinnend vor sich hin. Dann hob es

plötzlich wieder den Kopf, strich sich das feuchte Haar aus dem Gesicht und brach in ein helles Gelächter aus.

„Nicht wahr," rief es, „es war recht einfältig von mir, solch' sentimentales Zeug zu schwatzen? Was sollte ich denn auch unter Euch soliden Leuten? Ich besitze ja nicht die entfernteste Anlage zu einer Tugendheldin, solche Rollen sind mir stets zuwider gewesen und ich habe sie immer schlecht gespielt. Und auch Dir würde ich, wie ich glaube, auf die Länge der Zeit nicht treu bleiben können, so lieb ich Dich auch habe und deßhalb glaube ich, daß es am besten ist, wenn sich die leichtblütige, flatterhafte Phöbe ihre Freiheit bewahrt und dieses lustige Zigeunerleben auch noch weiter fortführt." Sie blickte Hilmar lachend an und begann ein lustiges Liedchen zu trillern, wobei sie sorglos in die Wolken blickte, denn der Regen hatte aufgehört und die Strahlen der Sonne machten sich wieder geltend. —

Die Nacht war bereits hereingebrochen, als Werner mit seiner Truppe im Schlosse anlangte. Der Graf war nicht zugegen, er hatte es sich vorbehalten, sich die Schauspieler am nächsten Morgen vorstellen zu lassen, aber Herr Walter, der gräfliche Haushofmeister empfing den Director mit freundlicher Zuvorkommenheit und geleitete denselben mit seinen Leuten nach einem in der Nähe des Parks gelegenen weitläufigen Gebäude, welches schon früher, als die Grafen von Suteinhasen Sou-

veränitätsrechte besaßen, zur Unterbringung des Hofpersonals und zur Beherbergung von Gästen benutzt worden war.

„Seine Erlaucht haben befohlen," sagte der alte Mann mit einem ruhigen anständigen Lächeln, „daß es den Herrschaften an Nichts fehlen soll. Ich hoffe auch, daß dieselben keine Ursachen finden werden, sich über irgend Etwas zu beschwerden." Eine genügende Anzahl von Zimmern sei zu ihrer Aufnahme eingerichtet worden, in einer Stunde werde in dem großen Saal das Souper aufgetragen werden, bis dahin habe Jeder Zeit sich umzukleiden, und wenn sonst noch vielleicht Etwas übersehen worden sei, so möge man dies nur frei heraussagen, denn er wiederhole nochmals, Seine Erlaucht wollten die Künstler als seine Gäste angesehen wissen. —

Natürlich dankte Werner für solche große Liebenswürdigkeit auf das Wärmste, und als sich Herr Walter entfernt hatte, machte er es seinen Leuten zur Ehrensache, sich durch ein anständiges und tactvolles Benehmen einer so wohlwollenden Aufnahme werth zu zeigen. Selbstredend verhinderte dies nicht, später den aufgetragenen trefflichen Speisen tüchtig zuzusprechen. Die Beschwerdnisse der Reise waren bald vergessen, man scherzte und lachte und ergab sich, jede Sorge abschüttelnd, lediglich dem heiteren augenblicklichen Ge-

nusse, wie dies der Natur eines solchen leichtlebigen Wandervölkchens eigen ist.

Selbst Herr Sturmvogel fand es an diesem Abend nicht für angemessen, den eingebildeten Kranken zu spielen und entband die „Tante“ von ihrem Amte als Krankenpflegerin, indem er es vorzog, sich statt des Fliederthees mit Hülfe des trefflichen Bordeaux in einen gelinden Schweiß zu bringen. Blos Herr Süßlich saß mürrisch am untersten Ende der Tafel und verschmähte es, an der allgemeinen Heiterkeit Theil zu nehmen. Nur mitunter warf er einen boshaften und eifersüchtigen Blick auf Hilmar und Phöbe, wenn diese unter Lachen mit den Gläsern anstießen und die Soubrette in ihrer naiven Ungenirtheit tändelnd und scherzend ihre Zärtlichkeit gegen unseren Bekannten an den Tag legte.

Am anderen Morgen fand die bereits angekündigte Vorstellung der Truppe statt. Wir haben dem Leser bereits eine Skizze von dem Aeußern des Grafen entworfen und glauben, daß dieselbe keinen ungünstigen Eindruck zurückgelassen haben wird. So wie seine Haltung eine würdevolle, Achtung gebietende war, ebenso zeigte sich in seinem Gesicht jene Ruhe und Unbefangenheit, die in der Regel solchen Personen eigen ist, welche Geburt und Erziehung berechtigen, eine hervorragende gesellschaftliche Stellung einzunehmen. Ein wohlwollendes, Zutrauen erweckendes Lächeln begleitete in der Regel

die Worte Lothars; seine Sprache war so einfach wie sein übriges Wesen, seine Aeußerungen ließen einen gebildeten vorurtheilsfreien, von jedem kleinlichen Stolze sich fern haltenden Geist erkennen. Lothar richtete an jedes Mitglied der Truppe einige freundliche Worte und wußte Alle durch seine Leutseligkeit für sich einzunehmen. Herr Sturmvogel war in Gesellschaftstoilette erschienen und Dank der Fürsorge von Frau Müller, befand sich auch seine Wäsche in einem tadellosen Zustande. Mit großem Anstand verbeugte er sich als er angeredet wurde, seine Antworten waren gemessen und nicht ohne Feinheit, kurz er zeigte, daß er einer Rolle in irgend einem Salonstück vollkommen gewachsen war. Auch die „Tante“ verneigte sich mit entgegenkommender Würde, was ihr von Seiten des Grafen die schmeichelhafte Bemerkung eintrug, wie er nicht im Entferntesten daran zweifle, daß sie die Rollen der Anstandsdamen und ehrsamen Mütter mit vielem Geschick und ansprechender Natürlichkeit durchzuführen verstehe. Das Gesicht der guten Frau Müller strahlte vor Wonne, tief knixte sie, „Euer Erlaucht sind gar zu gütig“ stotterte sie verlegen, während sich Lothar mit einer höflichen Verbeugung und unter einem leichten Lächeln von ihr abwendete, wobei es freilich zweifelhaft blieb, ob er sich nicht am Ende einen Scherz mit der alten gutmüthigen Dame hatte machen wollen.

Phöbe hatte alle ihr zu Gebote stehenden Mittel angewendet, um in einem möglichst vortheilhaften Lichte zu erscheinen. Durch die Geschenke, welche Hilmar ihr gemacht, sah sie sich in den Stand gesetzt, ihre Garderobe in einer Weise zu vervollständigen, welche längst den Neid ihrer minder begünstigten Collegin erregt hatte, und bei den natürlichen Reizen mit denen sie die Natur in so freigebiger Weise ausgestattet, war sie unstreitig eine sehr anziehende Erscheinung. Aber sie schwächte auch jetzt wieder durch ihre kokette Haltung und namentlich durch die herausfordernde Leichtfertigkeit, welche in ihren Blicken lag, diesen günstigen Eindruck dem Grafen gegenüber ab. Allerdings schien derselbe durch die Schönheit der Souberette überrascht, aber es sprach sich dabei doch etwas in seinen Augen aus, was dem leichtsinnigen Mädchen sagen mußte, daß es keine Hoffnung habe, hier eine Eroberung zu machen. Dennoch nahte sich ihr der Graf mit einem entgegenkommenden Lächeln und verbindlich fragte er Werner, wer ihm denn diese Psyche zugeführt habe, worauf Phöbe in ihrer ungenirten muthwilligen Weise zuerst eine graciöse Bewegung machte, sich dann auf einer Fußspitze herumdrehte und, den Kopf leicht zurückgebogen, in naiver herausfordender Weise die Strophe:

„Für so ein einfaches ländliches Mädchen
Bin ich doch wahrlich schön genug. —“

trillerte.

Der Graf unterließ nicht in die Hände zu klatschen und Bravo zu rufen. Diesmal ruhte sein Blick länger und mit einem wärmeren Ausdruck auf Phöbe und diese sah Lothar wieder in einer Weise an, als hätte sie sagen wollen: „Siehst Du, schließlich ist mir doch der Sieg geblieben!“ —

Mit dieser kleinen Schlußscene endigte die Vorstellung und nachdem der Schloßherr nochmals erklärt hatte, daß er die Schauspieler als seine Gäste betrachte, zogen sich dieselben unter einer höflichen Verbeugung zurück.

Der Director und Hilmar hatten eine Einladung zum Diner erhalten, zu welchem auch der Hauptmann Schlottheim herangezogen worden war. Ausgesuchte Speisen und treffliche Weine würzten das Mahl, wobei der Wirth des Hauses durch sein liebenswürdiges Benehmen wesentlich dazu beitrug, daß jede Steifheit fern gehalten wurde und der Ton der Unterhaltung ein freier, ungezwungener blieb. Als Werner dem Grafen hierüber eine Artigkeit sagte, erwiderte dieser:

„Es ist selbstredend, daß im Kreise gebildeter Menschen die gute Sitte aufrecht erhalten werden muß, aber ebenso bin ich auch der Ansicht, daß unnöthige Steifheit und übermäßig kaltes Formenwesen störend auf den geselligen Verkehr einwirken und der Freude und dem Frohsinn den Zutritt verwehren. Wie soll

ich mir aber einen materiellen Genuß denken, wenn der geistige fehlt?... Mir wenigstens schmecken Speise und Trank erst dann, wenn ich eine Tischgesellschaft um mich versammelt sehe, die es versteht, durch zwanglose Heiterkeit solchen festlichen Zusammenkünften ihre Weihe zu geben." —

Natürlich stimmte man dem Grafen hierin vollkommen bei und dieser fuhr dann fort:

„Es mag auch sein, daß die vielen Reisen, welche ich gemacht und die ich noch mache, das Ihrige dazu beigetragen haben, meinen Lebensanschauungen eine freiere und unbefangenere Richtung zu geben. Manches Vorurtheil habe ich dabei abgestreift und mich daran gewöhnt, den Menschen nicht blos nach seinem Aeußeren, sondern vorzugsweise nach seinem inneren Werthe zu beurtheilen. Ich bin dabei zu ganz sonderbaren Resultaten gelangt und habe schließlich gefunden, daß man sich am Wohlsten befindet, wenn man sich möglichst seine Unabhängigkeit bewahrt und es vermeidet, sich die Zwangsjacke der Etiquette anlegen zu lassen. In diesem Sinne, meine Herrn, rief der Graf, lächelnd sein Glas erhebend, lassen Sie uns anstoßen und rufen:

„Es lebe die Freiheit!"

Natürlich wurde dieser Toast mit großem Jubel aufgenommen. Lothar hatte hierdurch gewissermaßen

gesagt, daß er sich nicht höher stelle wie jeder Andere, und daß der Werth des Menschen in seiner sittlichen Würde, nicht aber in der Zufälligkeit der Geburt und des Reichthums oder in dem Klange eines hochtönenden Titels liege.

Nach dem Essen nahm man den Kaffee auf der Schloßterrasse ein und das Gespräch richtete sich nun auf die Vorstellungen, welche Werner in der nächsten Zeit mit seiner Truppe geben sollte. Er hatte das Schloßtheater besichtigt und gefunden, daß dasselbe nicht allein noch recht gut erhalten war, sondern daß sich auch noch eine reichhaltige Garderobe und geschmackvolle Decorationen vorfanden. Er durfte daher hoffen, auch in der äußeren Ausstattung den Anforderungen eines gebildeten, an Geschmack gewöhnten Publikums, genügen zu können.

„Es wird sich," hatte der Graf bemerkt, „in der nächsten Zeit hier ein reges Leben entfalten, und verschiedene Gründe veranlassen mich, Gästen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Ich bin meistentheils abwesend," fuhr er fort, „meine Nachbaren sind daher um so mehr zu der Annahme berechtigt, daß ich bemüht sein werde, die Pflichten der Gastfreundschaft nach Kräften zu erfüllen. Ich erwarte auch Besuch aus der Residenz und Prinz Heinrich, welcher sein hier in der Nähe gelegenes Jagdschloß für einige

Wochen zu beziehen gedenkt, wird aller Voraussicht nach ebenfalls mitunter hier verkehren.“ —

„Wenn es Euer Erlaucht recht wäre,“ bemerkte Werner, „so könnte ich gleich ein Repertoir zur Auswahl vorlegen.“ —

„Zu einer solchen Besprechung werde ich mir erlauben Sie morgen einzuladen. Im Allgemeinen bemerke ich nur, und hierbei werden Sie wohl mit mir einverstanden sein, daß es zweckmäßig erscheinen dürfte, wenn bei den geringen Kräften über die Sie gebieten, nur kleine Stücke zur Aufführung kommen.“ —

„Darin stimme ich Euer Erlaucht vollkommen bei. Ich besitze übrigens ein Manuscript von einem jungen Dichter, welches ich nach gewissenhafter Prüfung als Novität zur Aufführung bestens empfehlen kann.“ —

„Ei, das wäre ja allerliebst,“ rief der Graf, „wie sind Sie denn dazu gelangt?“ —

Hilmar schlug verlegen die Augen nieder, denn er wußte, was nun kommen würde. —

„Hier sitzt der Verfasser dieser wirklich ansprechenden dramatischen Kleinigkeit,“ bemerkte der Director, indem er mit einem aufmunternden Lächeln auf unseren Bekannten wies.

„Da haben Sie mir in Wahrheit eine Ueberraschung bereitet,“ sagte Lothar, den jungen Mann freundlich anblickend. Jedenfalls erbitte ich mir das Manuscript

ebenfalls zur Durchsicht, ich werde es nun mit doppeltem Interesse lesen."

Hilmar verneigte sich: „Sie sind sehr gütig Herr Graf; aber ich bitte im Voraus um Ihre ganze Nachsicht, ich glaube wirklich, daß Sie das kleine Machwerk als einen verunglückten Versuch zurückgeben werden." —

„Nun," lautete die Antwort, „so schlimm wird es wohl nicht sein, „jedenfalls sollen Sie einen gewissenhaften und unparteiischen Beurtheiler an mir finden. Wie heißt denn der Titel des Stückes?" —

„Die Liebesbriefe seiner Frau" bemerkte Hilmar etwas zögernd.

„Ei, das berechtigt ja schon zu ganz hübschen Erwartungen; es liegt etwas Pikantes darin. Was sagen Sie dazu, Hauptmann?" fragte er, sich an diesen wendend.

Der alte Herr rückte etwas verlegen hin und her. „Hm — ja! — ich muß Euer Erlaucht wirklich bekennen, daß ich in Liebesbriefen sehr unerfahren bin. Nur einmal in meinem Leben, als ich noch ein ganz junger Lieutenant war, versuchte ich einen solchen an meine Wirthstochter zu schreiben, aber er kam in die unrechten Hände und seitdem habe ich derartige Versuche ganz aufgegeben." —

Man lachte und Schlottheim rieb sich vergnügt die

Hände, als sei er beim Passiren eines Defilees dem Kreuzfeuer des Feindes glücklich entronnen.

„Nun,“ bemerkte Lothar scherzend, „Gott Amor ist ein loser Gesell. Dergleichen Stilübungen sind allerdings mitunter gefährlich und nicht Jeder, mein lieber Capitain, kommt dabei so leichten Kaufes wie Sie davon.“ —

Einige Tage später traf die Schwester des Grafen ein, um bei den Festlichkeiten im Schlosse die Honeurs zu machen.

Sie war eine Frau von heiterem Temparement und an einen Freiherrn von Bodenfeld verheirathet, welcher in einer benachbarten kleinen, deutschen Residenz, am herzoglichen Hofe das Amt eines Hofmarschalls bekleidete. Sie schien mit großer Liebe an dem Bruder zu hängen und auch in vielfacher Beziehung seine Lebensansichten zu theilen. Vortrefflich erzogen und literarisch gebildet, mit einem klaren, vorurtheilsfreien Geiste ausgestattet, war sie eine sehr liebenswürdige Gesellschafterin und huldigte entschieden freisinnigen Anschauungen, ohne deshalb aus dem Kreise zarter Weiblichkeit herauszutreten. Aber sie übersah Manches, was Andere ihres Geschlechts nicht zu überwinden vermochten und dies hatte ihr namentlich in den Kreisen der Männer viele Freunde erworben. Auch Hilmar war ihr durch Lothar vorgestellt worden und in mancher müssigen Stunde wurde

demselben der Genuß zu Theil, sich mit ihr unterhalten zu dürfen.

Sie fand, daß es von ihm eine romantische Idee gewesen sei, sich dieser wandernden Schauspielertruppe anzuschließen und fragte, ob er sich dabei Wilhelm Meister zum Muster genommen habe, und ob Phöbe für ihn eine zweite Mignon werden sollte. Natürlich verneinte Hilmar dies lachend und meinte, es fehle der allerdings originellen kleinen Soubrette die erste Bedingung zu einer Mignon, nämlich deren Anhänglichkeit und Treue, sie sei ein in bunten Farben schillernder Schmetterling, aber ohne jegliches Nachdenken und ohne alle Grundsätze. Auch das kleine, von unserem Bekannten verfaßte Lustspiel hatte die Baronin gelesen, sie fand es in der Anlage allerliebst und in Uebereinstimmung mit ihrem Bruder war bestimmt worden, daß dasselbe an einem der Gesellschaftsabende aufgeführt werden sollte. Auf ihr Zureden hatte es Hilmar übernommen, die Rolle des eifersüchtigen Ehemannes zu spielen, welcher zwar seine junge reizende Frau anbetet, diese aber aus Eifersucht im Verdacht der Untreue hat, da er schon verschiedene Mal auf einen jungen Mann Jagd gemacht, welcher der Zuträger von Briefen an seine Gattin ist, und der jedesmal, sobald er seiner ansichtig wird, schleunigst die Flucht ergreift. Ein alter Oheim, welcher auf der Seite der jungen Frau steht, weil er von deren

Unschuld überzeugt ist, geräth in Folge dessen in vielfache komische Situationen und der Knoten löst sich endlich dadurch, daß sich die vermeinten Liebesbriefe als unbezahlte Rechnungen entpuppen, und daß der angebliche Postillon d'amour ein junger Handlungsdiener ist, welcher von seinem Principal den Auftrag hat, die zeitweise an die schöne Schuldnerin gerichteten Mahnbriefe mit möglichster Discretion und ohne den Herrn Gemahl in's Geheimniß zu ziehen, zu überreichen. —

Auch auf die von Hilmar beharrlich festgehaltene Idee, später die westlichen Prärieen Nordamerika's zu besuchen und dort eine Zeitlang ein nomadisirendes Jägerleben zu führen, kam Frau von Bodenfeld zu sprechen, wobei sie erklärte, es sei ihr unverständlich, wie ein Mann von seiner Bildung und seinen Fähigkeiten den Entschluß fassen könne, so gänzlich der Civilisation den Rücken zu kehren, um sich einem Leben zuzuwenden, welches ihn ja schließlich der gänzlichen Verwilderung zuführen müsse.

Unser Bekannter entschuldigte sich mit dem ihm innewohnenden Hang zu romantischen Abenteuern, welcher ihm nun einmal seit seiner frühesten Jugend angeboren sei, und kam dabei auch auf die Anregungen zu sprechen, welche in der neuesten Zeit sein Verkehr mit Funk bei ihm für diese Art von Romantik hervorgerufen hätte. Doch gestand er, daß in den letzten Wochen, wo Phöbe

ihren Einfluß auf ihn geltend gemacht, diese Vorsätze allerdings mitunter in's Schwanken gerathen wären, aber dann sei er wieder durch einen Brief von Funk umgestimmt worden, in welchem ihm dieser mittheilte, daß er sich bereits eine treffliche Büchse gekauft, und daß er fester wie je entschlossen sei, den Rothhäuten einen Besuch abzustatten und den Büffel zu jagen. —

Graf Lothar hatte früher, den Familientraditionen gemäß, in einem Garde-Reiter-Regiment als Offizier gestanden und hierbei war er mit einem Freiherrn von Hohenheim eng befreundet worden, welcher fast gleichzeitig mit ihm den Abschied nahm und sich nach seiner Verheirathung auf seine in der Nähe von Wiesenthal gelegene ausgedehnte Besitzung zurückzog. Er lebte in einer sehr glücklichen Ehe, denn er hatte eine muntere lebensfrohe Frau heimgeführt, welche ihn trefflich zu nehmen verstand und die angenehm anregend auf seine etwas zum Phlegma geneigte Natur einwirkte. So oft Lothar sich auf dem Schlosse befand, war er die Woche mehrere Mal bei dieser ihm eng befreundeten Familie, augenblicklich zog es ihn aber auch noch aus anderen Gründen dorthin, aus Ursachen, bei denen sein Herz betheiligt war, obgleich er dies bis jetzt trotz manchen scherzhaften Drängens der Frau von Hohenheim in Abrede gestellt hatte.

Wenn Albertine in ihrer munteren, lebhaften Weise,

Lothar scherzend aufforderte, sich ihren Mann zum Beispiel zu nehmen, und ebenfalls eine Gattin heimzuführen, dann hatte der Graf lächelnd geantwortet: „Ich habe noch Zeit," aber im Stillen dachte er doch an eine solche Möglichkeit, wenn er sich das Bild einer jungen Dame vergegenwärtigte, die eben damals, als er noch beim Regiment stand, im ersten Aufblühen begriffen gewesen war. Seit kurzer Zeit war aber die Baronin, welche mit Beharrlichkeit ihr Ziel verfolgte, in größerer Entschiedenheit vorgegangen.

„Ich kann Sie heute mit einer sehr angenehmen Nachricht überraschen," hatte sie vor einigen Tagen, als der Graf wieder einen Besuch abstattete, mit lächelnder Miene zu demselben geäußert.

Dieser verneigte sich. „Gewiß wieder eine originelle Idee, an denen es Ihnen ja nicht mangelt," bemerkte er verbindlich.

„Nun, rathen Sie einmal," rief Albertine schelmisch.

„Bei dem Reichthum Ihrer Phantasie wird es mir schwer werden, das Richtige herauszufinden." —

„Lassen wir vorläufig die Phantasie bei Seite und bewegen wir uns auf dem Boden der Thatsachen." —

„Die mich voraussichtlich für lange Zeit aus meiner gewohnten Ruhe bringen werden," meinte der Gutsherr.

„Nun, ein Bischen Unruhe kann Dir gar nicht schaden," lachte dessen Frau. „Du hast Anlagen zum

Phlegma, Männchen, und wenn sich bei uns binnen Kurzem etwas mehr Leben entwickelt, so wird dies Deiner Gesundheit sehr zuträglich sein." —

„Sie erwarten also in der nächsten Zeit Besuch?" fragte Lothar.

„In der allernächsten sogar. Und wer glauben Sie wohl, wer unsere Gäste sein werden?" —

Der Graf horchte hoch auf, eine stille Ahnung schien ihn zu beschleichen.

„Nun?" fragte er und blickte die Sprecherin gespannt an.

„Elfride hat sich mit ihrer Mutter bei uns anmelden lassen. — Wir erwarten sie jeden Tag."

„Wie, die Generalin von Felsberg?" stieß Steinhausen heraus.

„Und Elfride," wiederholte Frau von Hohenheim nochmals mit besonderer Betonung, und sah dabei den Freund ihres Mannes lachend an.

Dieser suchte trotz des neckischen Blickes mit dem er fixirt wurde, seine Ruhe beizubehalten, doch gelang ihm solches nur halb.

„Im letzten Winter, bemerkte er ausweichend, wurde mir bei meinem Aufenthalt in der Residenz das Vergnügen zu Theil, mit Fräulein von Felsberg in verschiedenen Gesellschaften zusammen zu treffen." —

„Sie ist doch eigentlich eine alte Bekannte von

Ihnen," fiel die Gutsherrin ein; „schon damals, als Sie noch bei den Dragonern standen, verkehrten Sie ja bereits im Hause der Generalin." —

„Allerdings. Ich habe mich also unrichtig ausgedrückt, ich hätte sagen sollen: Im vorigen Winter fand ich Gelegenheit, die glänzenden Eigenschaften des Fräuleins von Neuem bewundern zu können." —

„Nun, es ist Ihr Glück, daß Sie bei der Wahrheit bleiben," rief im Tone liebenswürdiger Herausforderung Frau von Hohenheim. „Elfride ist unstreitig eine durch Geist und Schönheit glänzende Erscheinung." —

Der Graf blickte sinnend vor sich hin.

Albertine war dies nicht entgangen. Fast etwas gereizt, doch aber mit ihrem gewöhnlichen einnehmenden Lächeln fragte sie:

„Oder hätten Sie vielleicht dagegen etwas einzuwenden?" —

„Keineswegs, im Gegentheil, ich fühle mich sehr glücklich, daß mir nunmehr die Aussicht eröffnet wird, mit dem Fräulein wieder öfter zusammen zu kommen." —

„Auch Graf Variatinski hat versprochen, einige Tage bei uns zuzubringen," fuhr die Gutsherrin fort. „Sie kennen denselben ja wohl ebenfalls?" —

„Nur oberflächlich. Er ist ja übrigens in der Residenz eine bekannte Persönlichkeit — ein alter Junggeselle, der unermeßlich reich sein soll." —

„Der aber das Heirathen noch keineswegs aufgegeben hat,“ ergänzte die junge Frau lachend. „Elfride erfreut sich seiner ganz besonderen Aufmerksamkeit,“ setzte sie hinzu, indem sie dabei auf Steinhausen einen prüfenden Blick warf.

„So?“ meinte dieser möglichst ruhig. „Nun, das Fräulein von Felsberg weiß allerdings einen Zauber um sich zu verbreiten, dem sich nur Wenige zu entziehen vermögen.“ —

„Jedenfalls wird es Ihnen auch bereits bekannt sein, daß Prinz Heinrich ebenfalls die Absicht hat, sein Jagdschloß auf einige Wochen zu beziehen?“ —

Lothar verneigte sich steif. „Allerdings bin ich davon unterrichtet,“ bemerkte er kalt, „Hoheit hat sich ja auch bei mir anmelden lassen.“ —

„Er soll ein gewaltiger Nimrod sein.“ —

„Ja, er liebt die Jagd sehr,“ bemerkte unser Bekannter unter einem zweideutigen Lächeln, wobei er einen heimlichen Blick mit seinem ehemaligen Regimentskameraden austauschte.

Die Gutsherrin erröthete leicht, sie hatte den dunklen Sinn dieser Worte ganz gut verstanden, denn der Prinz galt, den Damen gegenüber, als ein Herr von sehr leichtem Gewissen, ja man erzählte sogar eine Geschichte von ihm, wonach er bei einer gewissen Gelegenheit die Gastfreundschaft so gröblich verletzt haben sollte, daß

der Hausherr nur durch vieles Zureden davon abgehalten worden war, ihm mit der Pistole in der Hand entgegenzutreten.

Dennoch nahm Frau von Hohenheim Veranlassung, für ihn einzutreten.

„Der Prinz soll aber jetzt sehr solide sein," meinte sie, sprach aber diese Worte doch in einem Tone, als wenn sie selbst nicht recht daran glaube.

„Und weiß das Fräulein von Felsberg, daß derselbe hierher kommt?" fragte Lothar noch immer mit umwölkter Stirn.

„Mein Gott, Sie fragen mich aber auch zu viel," rief Albertine etwas verlegen. „Vielleicht — wahrscheinlich — wenigstens deutete sie, wenn ich nicht irre, in ihrem letzten Briefe darauf hin." —

„Es ist wirklich ein recht sonderbarer Zufall, dieses fast gleichzeitige Eintreffen," meinte der Graf nicht ohne Ironie.

„Sie wollen darin doch nicht etwa eine Verabredung erblicken?" bemerkte Frau von Hohenheim, plötzlich ernst werdend.

„Das sei fern von mir, gnädige Frau," betheuerte unser Bekannter, wobei er es jedoch vermied, der Fragerin in's Gesicht zu blicken.

„Bekennen Sie nur," rief Albertine lachend, „daß

Ihrer Abneigung gegen den Prinzen, etwas Eifersucht zu Grunde liegt." —

„Aber gnädige Frau..."

„Nun," fuhr die Gutsherrin fort, „dann habe ich mich also geirrt und bitte pflichtmäßig um Entschuldigung. Eine Meinung werden Sie mir aber gestatten, welche Ihre Person nicht berührt und die ich ja auch mit vielen anderen Damen theile." —

„Wenn dies der Fall ist," entgegnete Lothar unter einer artigen Verbeugung, „dann ist ja die Sache schon endgültig entschieden. — Darf ich also bitten?" —

„Nun, ich wollte nur sagen, daß nicht blos die äußere Erscheinung seiner Hoheit sehr anspricht, sondern daß auch sein Benehmen ein höchst liebenswürdiges ist." —

„Don Juan war auch nach seiner Art ein sehr liebenswürdiger Mann," meinte lachend Herr von Hohenheim. „Nicht wahr Graf, wir kennen unseren Prinzen vom Regiment her zur Genüge?"

„Ich bleibe aber dabei," rief die junge Frau, „der Prinz ist ein sehr interessanter Herr." —

„Aber mit einem ziemlich weiten Gewissen, liebes Frauchen." —

„Dergleichen hohe Persönlichkeiten dürfen sich schon einige Freiheiten mehr herausnehmen wie andere Menschenkinder," bemerkte ziemlich erregt Albertine.

„Bitte, ereifere Dich nur nicht," entgegnete ruhig ihr Gatte, „der Prinz wird dadurch nicht schlechter und nicht besser, daß Du ihn in Schutz nimmst. Thatsache ist allerdings, daß er uns mit seiner Gegenwart beehren wird, und wir werden ihn so empfangen, wie es seinem hohen Range gebührt." —

„Dies sind wir ja eigentlich auch schon der Generalin und Elfride schuldig," bemerkte die Schloßherrin mit einer Hartnäckigkeit, welche darthat, daß sie die Aeußerungen der Herrn über den Charakter des Prinzen durchaus nicht zur Geltung kommen lassen wollte. „Der General hat jahrelang eine Stellung zu dem regierenden Fürsten eingenommen, welche ihn in enge Beziehungen zu demselben brachte; die Generalin war vor ihrer Verheirathung längere Zeit Hofdame und schließlich ist Elfriede so zu sagen mit dem Prinzen Heinrich groß geworden." —

„Brechen wir jetzt dieses Thema ab," bemerkte Herr von Hohenheim mit einem leichten Stirnrunzeln. „Werden Sie uns die Ehre erzeigen, über Mittag unser Gast zu sein?" fragte er, sich an den Grafen wendend.

„Für diesmal muß ich dankend ablehnen," antwortete dieser unter einer höflichen Verbeugung. „Der Zweck meines heutigen Besuches bestand eigentlich nur darin, mir nochmals die Zusicherung zu holen, daß ich

mit Bestimmtheit darauf rechnen darf, Sie Beide für die nächste Zeit zu meinen Gästen zählen zu dürfen.“ —

„Natürlich,“ erwiderte Hohenheim, dem Grafen unter einem herzlichen Gesichtsausdruck die Hand reichend, „das beruht ja auf Gegenseitigkeit! Wir waren ja immer gute Nachbarn und die alte Regimentskameradschaft darf ja auch ihr Recht geltend machen.“ —

„Meine Schwester, die Hofmarschallin, ist gestern eingetroffen, sie wird sich morgen oder übermorgen erlauben, ihren Besuch bei Ihnen abzustatten.“ —

„Die liebe Cölestine, wie freue ich mich, sie wiederzusehen!“ rief Frau von Hohenheim.

„Nun, dies darf ich auch von meiner Schwester sagen; die Freundschaften, welche in der Jugend geknüpft werden, erkalten so bald nicht. Sodann habe ich Ihnen noch eine andere kleine Mittheilung zu machen.“ —

„Nun?“ —

„Es ist mir gelungen, eine wandernde Schauspielertruppe für einige Zeit zu engagiren. Der Director ist ein sehr verständiger Mann, und ich denke, er wird nicht zu hoch gehende Anforderungen zu befriedigen vermögen.“ —

„Das ist ja allerliebst,“ rief Albertine, „das ist ja eine Aufmerksamkeit, wofür wir Ihnen Alle Dank sagen müssen!“ —

Lothar hatte sich erhoben. „Ich rechne also mit Bestimmtheit darauf, gnädige Frau, daß Sie mit dazu beitragen werden, meinem Einsiedlerleben wenigstens für einige Zeit ein Ende zu machen.“ —

„Natürlich Herr Graf. Und die Generalin und Elfride.“ —

„O das ist ja selbstverständlich, daß ich mich durch deren Erscheinen ebenfalls hoch geehrt fühlen werde. Ich behalte mir vor, auch diese Damen noch persönlich einzuladen.“ —

Er verbeugte sich und schon wenige Minuten nachher befand er sich, träumerisch in den Wagen zurückgelehnt, auf dem Heimwege nach seinem Schlosse. Als er dort anlangte, trat ihm Walter entgegen.

„Es ist inzwischen Besuch angelangt,“ sagte der alte Mann mit einer freundlichen Verbeugung.

„Wer ist es?“ fragte Lothar, dem diese Ankündigung etwas unerwartet zu kommen schien.

„Ein alter Bekannter von Euer Erlaucht, der Baron von Lockstädt.“ —

„Der Baron von Lockstädt, mein Freund und Reisegefährte? Ei, das ist ja überraschend, ich meinte ihn noch einige hundert Meilen von hier entfernt.“

Indem trat der Genannte aus dem Portal des Schlosses. Es war ein Herr von etwa vierzig Jahren, kräftig und sehnig gebaut, mit einem dichten, schwarzen

Vollbart und der Gesichtsfarbe eines Indiers. Seine Haltung zeigte Festigkeit und Entschlossenheit und ließ auf eine große Unabhängigkeit des Willens schließen; zugleich bewegte er sich aber auch so frei und leicht, daß man daraus seine Abneigung gegen jeden Zwang erkennen konnte. Am meisten aber imponirte der Blick aus seinen dunklen leuchtenden Augen, welchem eine wunderbare Kraft innewohnte, und der wohl im Stande war, in den meisten Fällen eine fesselnde Wirkung auszuüben.

Mit einem offenen Lächeln trat Herr von Lockstädt dem Grafen entgegen, indem er ihm gleichzeitig die Hand zum Gruß entgegenstreckte. „Ich vermochte nicht hier vorüber zu kommen, ohne Ihnen ein Willkommen zuzurufen", sagte er mit klarer fester Stimme und schüttelte dabei Lothar kräftig die Rechte. „Sind Sie böse darüber, so schicken Sie mich nur gleich wieder fort, es ist Ihnen ja bekannt, daß ich es gewohnt bin, mich fortwährend unterwegs zu befinden." —

„Nun, das wäre noch schöner", antwortete unser Bekannter, „Sie wissen ja, was für ein lieber Gast Sie mir sind und so bald lasse ich Sie daher nicht wieder fort. Aber wo kommen Sie so plötzlich her — lösen Sie mir dieses Räthsel?" —

„Das ist ganz einfach", lachte Lockstädt, „ich komme

direct aus dem Innern von Afrika. Haben Sie meinen letzten Brief erhalten?" —

„Allerdings, aber in demselben stellten Sie Ihre Rückkehr nach Europa nicht vor einem Jahr in Aussicht." —

„Das hat seine Richtigkeit, inzwischen wurden mir die Fieberanfälle lästig, die mich verschiedene Mal heimsuchten, und dann war ich es schließlich auch müde, mich noch länger mit dem räuberischen Gesindel herumzuschlagen, welches mir alle Augenblicke die Wege sperrte. So entschloß ich mich kurz und trat den Heimweg an und bin jetzt im Begriff, mich nach der Residenz zu begeben, um in der afrikanischen Gesellschaft, der ich als Mitglied angehöre, meine Weisheit auszukramen." —

„Nun, dazu haben Sie noch immer Zeit, zu nächst müssen Sie versprechen, sich bei mir einige Zeit auszuruhen. Sie werden hier Gesellschaft finden, Prinz Heinrich — die Generalin von Felsberg nebst Tochter — mein Nachbar der Freiherr von Hohenheim — ja sogar eine wandernde Schauspielertruppe, alle diese Herrschaften werden in der nächsten Zeit mein sonst vereinsamtes Schloß beleben." —

„Jedenfalls sind das sehr verlockende Aussichten für einen Mann, welcher sich Monate lang unter Halbwilden herumgetrieben hat. Aber Sie kennen mich,

Sie wissen, ich hasse jeden Zwang, auch den gesellschaftlichen, und deshalb muß ich mir im Voraus eine gewisse Freiheit ausbedingen.“ —

„Leben Sie ganz so, wie es Ihren Neigungen und Gewohnheiten zusagt, Niemand wird Sie daran hindern.“

„Indessen habe ich mitunter ganz besondere Passionen.“

„Auch darin sollen Sie nicht gestört werden.“

„Schließlich gehe ich, wie ich gekommen bin, oft ganz unerwartet“, fuhr der Baron fort.

„Ich weiß ja, daß dies ebenfalls zu Ihren Eigenthümlichkeiten gehört.“ —

„Topp, dann bleibe ich! solange Sie es nämlich mit mir aushalten können“, setzte er lachend hinzu.

Der letzte Theil des Gesprächs war bereits im Arbeitszimmer des Grafen geführt worden.

Lockstädt hatte sich in einem Fauteuil niedergelassen und in demselben bequem ausgestreckt. Er stieß jetzt den Rauch einer Cigarre von sich, welche ihm Lothar angeboten hatte und sagte:

„Gott sei Dank, das ist doch wieder einmal ein Kraut, was sich für einen anständigen Menschen paßt! Sie glauben nicht, mit welchem Zeuge ich mich in der letzten Zeit habe begnügen müssen.“

„Nun, Sie sind in dieser Beziehung wohl auch etwas verwöhnt", warf sein Gesellschafter hin. —

„Allerdings, das gebe ich zu. Leider war mir der Vorrath, welchen ich aus der Havanna mitgebracht, ausgegangen. Apropos", fuhr er, plötzlich zu einem anderen Gegenstand übergehend fort, „da Sie vorhin einer Schauspielertruppe erwähnten, welche Sie engagirt haben, so erinnern Sie sich wohl noch, daß ich, als wir zusammen in Amerika reisten, dort einmal die Idee hatte, mich selbst an die Spitze einer solchen zu stellen?"

„Ganz gut. Ich glaube Sie schwärmten damals für eine deutsche Sängerin, welche eben aus Europa hinüber gekommen war. —"

Der Baron lachte. „Ich kann nun einmal den Umgang mit Frauen nicht entbehren, ich habe mich bei meinen Reisen im Orient daran gewöhnt. Aber es ist Ihnen ja auch bekannt, wie ich die Sache auffasse. Ich erblicke darin ein Spielzeug, und wenn ich dessen müde bin, finde ich mich auf eine anständige Weise ab und trenne mich ohne Schmerz." —

„Allerdings, wenn man weiß, daß man dadurch kein Unrecht begeht." —

„Theurer Freund", lachte Herr von Lockstädt, „ich bin auch gerade kein flatterhafter Don Juan, aber auf diesem Gebiete findet man Raum genug zu freier Beweglichkeit, ohne gerade sein Gewissen zu belasten.

Indessen", fuhr er fort, „da Sie mich soeben etwas in's Verhör genommen haben, darf ich mir wohl auch eine vertrauliche Frage erlauben?" —

Lothar stutzte einen Augenblick, bald aber schaute er dem Baron offen ins Gesicht und erwiderte:

„Sie wissen ja wie ich darüber denke; auch über diesen Gegenstand haben wir uns ja schon früher eingehend ausgesprochen. Heirathe ich einmal, so muß einem solchen Entschluß eine Neigung zum Grunde liegen, welche der Tiefe meines Herzens entsprungen ist. Es kommt hierbei lediglich der Maßstab meiner persönlichen Gefühle in Betracht und über sogenannte Convenienz-Ehen sehe ich hinweg.

Aber gerade deshalb wird es für mich doppelt schwer eine Wahl zu treffen. Ich bekenne Ihnen auch, daß ich bei dem Ernst des Gegenstandes etwas mißtrauisch bin, und daß ich nicht weiß, ob mein Herz Ruhe genug besitzt, um einer lockenden Erscheinung zu widerstehen." —

Diese letzten Worte hatte Lothar mit tiefem Ernst gesprochen und möglich war es schon, daß er dabei an Elfriede von Felsberg dachte, welche er ja nun bald begrüßen sollte und deren Wiederbegegnung er mit Spannung und Unruhe entgegensah, obgleich er dies möglichst vor Frau von Hohenheim zu verbergen gesucht hatte.

Herr von Lockstädt strich sich seinen dichten schwarzen Vollbart. „Nun, Sie verzeihen“, sagte er, „daß ich ein solches Thema berührte, ich für meinen Theil verzichte auf die Süßigkeiten des Ehestandes, ich besitze nicht das Zeug dazu, das bekenne ich ganz offen. Aber Ihnen, mein theurer Freund, wünsche ich mit voller Aufrichtigkeit eine Lebensgefährtin, die Ihrer würdig ist, und die es versteht, Ihrem Herzen die begehrte Befriedigung zu gewähren. Und nun sage ich Ihnen gute Nacht, denn ich bin müde und bedarf für heute der Ruhe.“ —

Der Graf klingelte und von dem eintretenden Diener geleitet, begab sich Herr von Lockstädt auf sein Zimmer.

Werner hatte inzwischen alle Vorbereitungen getroffen, um das Vertrauen des Grafen zu rechtfertigen und den Gästen desselben, soweit dies die ihm zu Gebote stehenden schwachen Kräfte gestatteten, einen einigermaßen befriedigenden theatralischen Genuß zu gewähren. Die Generalin war mit ihrer Tochter bei dem Freiherrn von Hohenheim eingetroffen und nun entwickelte sich zwischen dem Gute und dem Schlosse ein lebhafter Wechselverkehr, der sich durch Besuche und Gegenbesuche, durch größere und kleinere Festlichkeiten kundgab. Auch Prinz Heinrich nahm an denselben Theil und zeigte sich des Rufes, welchen er bei den Damen genoß

würdig, denn er war ein Herr von feinen glatten Manieren, wobei auch sein ansprechendes Aeußere noch in die Wagschale fiel. Obgleich er es liebte, sich im gesellschaftlichen Verkehr möglichst zwanglos zu bewegen, und ungeachtet er sich namentlich bei der Unterhaltung mit Frauen manche Freiheit erlaubte, so wurde ihm dies doch mit Nachsicht zu Gute gehalten und schwächte keineswegs die Gunst ab, in welcher er bei denselben stand.

Die Perle der Gesellschaft bildete natürlich Elfriede von Felsberg. Als eine Jugendfreundin der Frau von Hohenheim war sie von dieser auf's Herzlichste empfangen worden und die Gutsherrin hatte der Generalin und ihrer Tochter den ganzen oberen Flügel des Schlosses zur Disposition gestellt. Auch für den Grafen Variatinski wurden Zimmer in Bereitschaft gehalten; denn wenn er sich auch nicht als beständiger Gast angekündigt hatte, so war von ihm doch die Erlaubniß nachgesucht worden, von Zeit zu Zeit aus der nahe gelegenen Residenz auf einige Tage herüberkommen zu dürfen. Frau von Hohenheim war, wie wir wissen, selbst eine ziemlich lebhafte Dame und sie fand daher einen Genuß darin, sich in der Gesellschaft Elfriedens wieder einmal jener ungebundenen Heiterkeit hinzugeben, welche ihrem Temperament so sehr zusagte. Um es ihrem Liebling gegenüber an keiner Aufmerksamkeit fehlen zu lassen, hatte sie für Elfriede in einem etwa

eine halbe Stunde vom Gute entfernten, auf einem reizenden Waldplateau gelegenen Schweizerhäuschen, die „Fasanerie“ genannt, ein Atelier zurichten lassen; denn dieselbe war auch Künstlerin und sie hatte namentlich in der Landschaftsmalerei schon manches Anerkennenswerthe geleistet. —

Eines Morgens waren die beiden Damen zu Pferde dorthin aufgebrochen, um dieses in reizender Verborgenheit gelegene Plätzchen in Augenschein zu nehmen. Da die zwei Freundinnen kein Geheimniß vor einander hatten, so gestaltete sich das Gespräch auf dem Wege dorthin bald zu einem sehr vertraulichen.

„Was schreibt also Dein Vater über die Ankunft des Prinzen?“ fragte die Gutsherrin, und blickte dabei ihre Begleiterin lächelnd an.

„Nun, derselbe wird voraussichtlich schon in den nächsten Tagen auf dem Jagdschlosse eintreffen.“ —

„Der Prinz ist doch unbestreitbar ein sehr galanter und liebenswürdiger Herr“, bemerkte Frau von Hohenheim. „Stehst Du noch immer im näheren Verkehr mit ihm, liebe Elfriede?“ —

„Weshalb sollte ich denn nicht“, entgegnete diese, indem sich ein leichtes, herausforderndes Lächeln auf ihren Lippen lagerte. „Für mich ist der Prinz eine sehr interessante Erscheinung und ich fühle vielen Geschmack an seinem Umgang. „Meine Mutter,“ fügte

sie lachend hinzu, „zeigt sich dabei zwar etwas ängstlich, und empfiehlt mir demselben gegenüber mehr Zurückhaltung, allein dies ist wohl eine übertriebene Besorgniß und es paßt überhaupt nicht zu der Selbständigkeit meines Charakters.“ —

„Aber sie meint es doch jedenfalls gut, sie hält Deine Zukunft dabei im Auge und im Vertrauen darf ich mir wohl die Aeußerung erlauben, sie will Dich gut versorgt sehen und gerade jetzt, glaube ich, stehen die Chancen für Dich besser als je.“ —

Elfriede schüttelte etwas widerstrebend mit dem Kopfe. „Nun“, entgegnete sie, „ich lasse auch gerade nicht die Zukunft außer Acht und werde meinen Vortheil nicht vernachlässigen. Im Uebrigen bieten sich ja mir die besten Aussichten dar“, fügte sie siegesbewußt hinzu, „denn so sehr sich auch Graf Steinhausen mir gegenüber in vorsichtige Zurückhaltung zu hüllen versucht, so zieht er doch gemeinsam mit Graf Variatinski an meinem Siegeswagen.“ —

„Steinhausen besitzt eine mißtrauische Natur, sei ja vorsichtig gegen ihn.“ —

„Traust Du mir denn nicht Geschick genug zu, die in Flammen gerathenen Herzen der beiden Herren nicht wieder erkalten zu lassen?“ —

„Wenn Du es willst, ganz bestimmt,“ bemerkte die junge Frau.

„Nun, ich will es! Dem Grafen“, fuhr Elfriede wie eine kluge Rechnerin fort, „würde ich unbedingt den Vorzug geben. Er ist ein schöner Mann, sehr reich und schließlich glaube ich auch, daß ich mit ihm auskommen würde. Als Reserve bleibt mir aber immer noch der Russe. Derselbe ist zwar schon alt, auch keineswegs hübsch, aber dabei besitzt er ein unermeßliches Vermögen und würde mich wohl auch nicht durch Eifersucht plagen. Du siehst also, liebe Albertine, die Partie steht für mich sehr gut und ich bin allen Ernstes Willens, den hiesigen Aufenthalt nach Kräften zur Förderung meiner Interessen zu benutzen.“

„Wie stehst Du denn eigentlich mit diesem Grafen Bariatinski?“ fragte Frau von Hohenheim.

„O, auf dem besten Fuße,“ lachte Fräulein von Felsberg. „Wenn ich bei guter Laune bin, gestatte ich ihm, daß er mir den Hof macht, sonst halte ich ihn aber so am Schnürchen, daß ich ihn heute loslassen und morgen wieder an mich ziehen kann.“ —

„Und das verstehst Du vortrefflich.“ —

„Ein bischen Uebung und etwas Anlage gehört freilich zu solchen Dingen,“ lachte die junge Dame, leicht mit den Achseln zuckend, „aber,“ fuhr sie fort, „sage mir um Gotteswillen, was sollte ich mit diesem Russen auch anfangen, wenn ich ihn nicht durch ein solches Schaukelsystem etwas in Aufregung erhielte? —

Vor seinem Reichthum habe ich gewaltigen Respect, aber daß ich mich für einen kleinen, dicken Herrn nicht besonders echauffire, der bereits in den Vierzigen steht, dessen Haar schon zu ergrauen anfängt und welcher wie Du zugeben mußt, eben nicht sehr geistreich aussieht, das wirst Du doch wohl ganz erklärlich finden." —

„Nun ja, ich gebe dies zu. Es gibt aber auch noch andere Männer und da komme ich immer wieder auf den Grafen von Steinhausen zurück. Er ist zwar ziemlich verschlossen, aber dennoch — ja wirklich, ich gebe Dir Recht, ich glaube ebenfalls, daß sein Herz Dir trotz seiner seitherigen Zurückhaltung gehört." —

„Steinhausen gefällt mir ja auch sehr und wenn er sich während meines Aufenthaltes bei Dir entschließt, mit einer offenen Erklärung gegen mich hervorzutreten, so werde ich ihm keinen Korb geben. Wie schön wäre es, wenn wir künftig so nahe bei einander wohnen könnten!" —

„Wenn es Dir darum zu thun ist, so vermagst Du ja eine große Liebenswürdigkeit zu entwickeln. Aber um Eines bitte ich Dich ebenfalls in Deinem Interesse." —

„Nun?" —

„Zeige Dich gegen den Prinzen Heinrich möglichst zurückhaltend. Er gilt hier einmal als etwas leichtlebig, und ich weiß bestimmt, daß Graf Lothar es sehr

übel deuten würde, wenn er irgend eine Vertraulichkeit zwischen Dir und ihm bemerkte.“ —

„Vertraulichkeit? — Mein Gott, was sprichst Du komisch! Du weißt, mein Vater und Mama haben besondere Rücksichten gegen die Mitglieder unseres Fürstenhauses zu nehmen, aber es ist wahr, man muß auch den Schein meiden und ich danke Dir deshalb für Deinen guten Rath. Also der Prinz steht auf der Proscriptionsliste? Nun gut!“ lachte Elfriede, „er ist aber gerade nicht der Herr, welcher sich aus einer einmal eingenommenen Position so leicht vertreiben läßt.“ —

Die Leser werden aus dieser Unterhaltung erkannt haben, daß das Fräulein von Felsberg ein Wesen war, welches über die Köpfe der gewöhnlichen Menschenkinder hinausragte und häufig sehr selbstständig seinen eigenen Weg ging. Zu jenen stillen, schüchternen, weiblichen Naturen gehörte sie gewiß nicht, welche den engen Kreis, innerhalb welchem sie erzogen sind, nie zu überschreiten wagen. Aber Elfriede besaß sehr feine und gewandte Umgangsformen, sie war mit hohen äußeren Reizen ausgestattet und sie zählte schließlich zu jenen hocharistokratischen Kreisen, wo man sich, im Verkehr unter sich selbst, schon einige Freiheit mehr glaubt gestatten zu dürfen, ohne hierin etwas Anstößiges zu finden. Jedenfalls war Fräulein von Felsberg eine vollendete Weltdame von sinnlich verführerischer Schön-

heit; ausgerüstet und vertraut mit allen jenen Künsten geheimer Anziehungskraft, denen oft selbst die stärksten Männerherzen unterliegen. Wenn sie Jemand zu fesseln willens war, so verstand sie es, einen Reiz und einen Zauber um sich zu verbreiten, dem auf die Länge der Zeit nur Wenige zu widerstehen vermochten. Eine schlanke, in feine, anziehende Formen gekleidete Gestalt kamen ihr dabei zu statten; ein neckisches, herausforderndes Wesen, ein dunkles, blitzendes Auge, ein häufig verführerisch lächelnder Mund: dies waren die Waffen, deren sie sich zu ihren Siegen bediente.

Sei es nun übrigens, daß der Prinz es der Klugheit angemessen fand, in der Gesellschaft, mit welcher er jetzt verkehrte, mehr Vorsicht als gewöhnlich anzuwenden, da er sich hier schärfer wie in den Hofkreisen der Residenz beobachtet wußte, oder hatte er sich im Voraus nach irgend einer Seite hin zu einer strengeren Zurückhaltung verpflichtet, genug er bewegte sich Elfride gegenüber nur innerhalb der Grenzen eines galanten Cavaliers; denn er lachte und scherzte zwar mit ihr, machte mit derselben wohl auch bei seinen jetzt häufiger vorkommeneen Besuchen auf dem Gute einen Spaziergang durch den Park, gestattete sich aber sonst gegen sie keine auffallende Vertraulichkeiten. Gegen die Damen erwies er sich ungemein zuvorkommend und brachte dieselben dadurch insgesammt auf seine Seite.

Herr von Hohenheim lachte, als seine Frau mit ihrem Lobe über Prinz Heinrich nicht enden wollte und meinte in seiner ruhigen trockenen Weise, der Wolf lasse doch von den Schafen nicht und er wolle froh sein, wenn dieser Don Juan erst wieder fort wäre, ohne Spuren seiner Thaten hinterlassen zu haben. Hierüber wurde Albertine aber sehr aufgebracht und äußerte sich dahin, daß der hohe ritterliche Herr eine Menge Neider habe, und daß auch ihr Mann nicht unpartheiisch urtheile.

„Nun, laß uns von diesem unerquicklichen Thema abbrechen,“ sagte dieser schließlich. „Im Uebrigen erachte ich es durchaus nicht meines Amtes, irgend einen meiner Gäste zu beaufsichtigen.“ —

„Aber wie komisch sprichst Du.“ —

„Schon gut!“ bemerkte der Baron, „ich finde, Du echauffirst Dich ganz unnöthiger Weise. Aber so seid Ihr Frauen nun einmal. Ihr überseht Manches und deckt es mit dem Mantel der christlichen Liebe zu, wenn dabei Personen im Spiel sind, für die Ihr Euch interessirt.“

Hiermit stand er auf und entfernte sich, die Melodie zu dem Körner'schen Reiterliede pfeifend, während ihm Albertine schmollend nachrief:

„Es ist wirklich abscheulich! So ein Mann ist und bleibt der personifizirte Eigensinn; worauf diese Herrn einmal bestehen, davon sind sie trotz aller Vernunftgründe nicht abzubringen!“

## Sechstes Kapitel.

### Das Abenteuer im Westen.

Der Baron von Lockstädt hatte sich in seinem Auftreten im vollen Umfang jene Originalität bewahrt, die er gleich Anfangs für sich in Anspruch genommen. Man konnte gerade nicht behaupten, daß seine Handlungen den Character des Excentrischen an sich trugen, denn er war mit den feinen gesellschaftlichen Umgangsformen vollständig vertraut und namentlich den Damen gegenüber setzte er nie jene Höflichkeit und Zuvorkommenheit bei Seite, welche dieselben von jedem gebildeten Manne zu fordern berechtigt sind. Trotzdem war er kein Sklave der Etiquette und wußte sich die Freiheit seines Willens und seines Handelns vollständig zu bewahren. Bei seiner hohen geistigen Begabtheit, bei seiner Welterfahrung, bei dem Selbstvertrauen, daß er sich in Folge seines bewegten, oft mit großen Gefahren verknüpften

Lebens erworben, und endlich im Besitze eines sehr ansehnlichen Vermögens, war er zu einer sehr freien Weltanschauung gelangt und bekundete dies auch mit großer Konsequenz und unter Beseitigung mancher sonst gebräuchlichen Formen in seinen Handlungen. Seiner Genialität wegen übersah man ihm Manches, was sonst der Kritik kleinlicher Seelen und namentlich scharfer, weiblicher Zungen unterliegt; von letzterer Seite wurde schon deshalb eine größere Zurückhaltung beobachtet, weil man bei etwaigen Angriffen gegen ihn den Stachel seines Witzes und seiner Satyre fürchtete, denn obgleich der Baron gegen die Reize des schönes Geschlechts durchaus nicht unempfindlich war, so hatte er sich doch auch hier stets seine Ueberlegenheit zu bewahren gewußt. Mit den Schauspielern war er gleich nach seiner Ankunft in näheren Verkehr getreten und namentlich zwischen ihm und Phöbe hatte sich bald ein sehr vertrautes Verhältniß ausgebildet, auf welches wir später zurückkommen werden. Auch Hilmar erfreute sich der besonderen Gunst des Barons und in dem belehrenden Umgang mit demselben wurde unser Bekannter bald dessen eifriger Schüler. Sein Gesichtskreis erweiterte sich und eine freiere, vorurtheilslosere Anschauung machte sich hierdurch bei demselben geltend, so daß er schließlich auch darüber in eine ruhigere Stimmung gerieth, als er die Fortschritte bemerkte, welche Herr von Lockstädt

täglich mehr in der Gunst der leichtfertigen, grundsatzlosen Soubrette machte.

Der Baron besaß auch die Gabe eines fesselnden Erzählers und schon bei mancher Gelegenheit hatte er durch seine Vorträge und durch die Schilderung irgend eines anziehenden Abenteuers die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer in Spannung zu erhalten gewußt. Jetzt eben war einer jener Tage der Ruhe eingetreten, welche der sonst so lebhafte Verkehr, welcher sich auf dem Schlosse und in dessen Nachbarschaft in der letzten Zeit entwickelt hatte, zu den Seltenheiten machte und von Lothar war diese Pause dazu benützt worden, um zur zwanglosen Unterhaltung einen kleinen Kreis um sich zu versammeln. Herr von Lockstädt, Hilmar, Werner und der Hauptmann Schlottheim bildeten diese Tafelrunde, der Thee war auf der Terrasse servirt worden, Erfrischungen wurden herumgereicht und während die Herren von den angebotenen Cigarren Gebrauch machten, wendete sich der Baron zunächst an unseren Bekannten und sagte:

„Sie haben so oft mit mir von Ihrer Sehnsucht, ferne Länder zu besuchen und von Ihrem Triebe nach Abenteuern gesprochen und dies gibt mir Veranlassung, daß ich in diesem Augenblick nochmals hierauf zurückkomme. Mir erscheint dieser Wandertrieb sehr natürlich, denn als ich so jung wie Sie war, wurde ich von

gleicher Sehnsucht erfaßt und noch heute ist mein Wissensdrang nicht befriedigt und eine mir innewohnende Unruhe treibt mich immer wieder in die Fremde, obgleich ich mir schon oft vorgenommen habe, nun endlich dieses unruhige Leben aufzugeben. Dabei erinnere ich mich, von Ihnen gehört zu haben, daß Sie mit ganz besonderer Vorliebe an der Idee festhalten, den fernen Westen der Vereinigten Staaten zu durchstreifen, um dort eine Zeit lang ein wild-romantisches Jägerleben zu führen.“ —

„Ich kann mich allerdings von diesem Gedanken nicht losreißen,“ entgegnete Hilmar etwas verlegen.

„Aber jene Gestalten, welche Cooper und andere Romanschreiber in den von der Civilisation noch unberührten Urwäldern und Prärien als Helden auftreten lassen, würden sich bald als rauhe, verwilderte Gesellen entpuppen, denen jeder ideelle Glanz des Ritterthums fehlt,“ bemerkte Herr von Lockstädt, wobei sich seine Lippen zu einem leichten Lächeln kräuselten. „Ich will ja gern zugeben,“ fuhr er fort, „daß für eine rohe, mit physischen Kräften ausgestattete Natur, welche lediglich dem Drange nach unbeschränkter Freiheit folgt, ein solches Leben seine Reize haben mag, aber für Sie, mein junger Freund, ist dies nichts und vielleicht, ehe Sie noch auf dem Schauplatz Ihrer künftigen Thaten anlangten, und bevor Sie noch das Vergnügen genößen,

von irgend einer Rothhaut scalpirt zu werden, fänden Sie schon auf halbem Wege ein ruhmloses Ende durch die Hand irgend eines ruchlosen Bösewichts.“ —

„Sollte es denn wirklich so schlimm sein?“ fragte unser Bekannter etwas zweifelhaft.

„Lesen Sie die amerikanischen Zeitungen und Sie werden in denselben Fälle genug finden, in welchen Männer, die doch ihr eigenes Land genau kannten, bei ihren Reisen nach dem äußersten Westen auf diese Weise um's Leben kamen. Ich kann in dieser Beziehung aus eigener Erfahrung sprechen,“ fuhr der Baron fort, „und ich erinnere mich eben jetzt eines Abenteuers, welches ich vor etwa zehn Jahren in jenen, nur von einzelnen Ansiedlern bewohnten Gegenden, bestand und das ernst genug war, um von mir nicht vergessen zu werden.“ —

„Sie würden uns sehr erfreuen,“ bemerkte Lothar, „wenn Sie uns dasselbe in seinen Details mittheilen wollten. —“

Herr von Lockstädt verbeugte sich. „Ich bin gern dazu bereit,“ sagte er, „und dies um so mehr, da Das, was ich vorzutragen im Begriff stehe, vielleicht dazu beitragen wird, hier unsern jungen Heißsporn von seiner Romantik zu heilen und auf andere Gedanken zu bringen.“ —

Die Herrn horchten gespannt auf und der Baron begann:

„Es mögen jetzt etwa zehn Jahre her sein, als ich, mitten im Strome des Lebens, ein kühner und kräftiger Schwimmer, eine Reise nach den Vereinigten Staaten unternahm. Kraft und Gesundheit standen mir zur Seite und Furcht vor Gefahren habe ich nie gekannt; ja ich darf wohl behaupten, daß eine Ueberfülle von Selbstvertrauen bei mir vorhanden war, welche mich antrieb, dem Gewühl der großen Städte zu entfliehen und auf eigene Faust Abenteuer aufzusuchen. Wie unser Freund hier, glaubte ich dieselben am ehesten im fernen Westen zu finden, obgleich mir von erfahrenen Männern von einer solchen Reise abgerathen worden war. Allein dies reizte mich gerade noch mehr und so versah ich mich mit einem vollständigen Anzug, wie ihn die Jäger des Westens zu tragen pflegen, kaufte mir eine Doppelbüchse, deren Zuverlässigkeit ich geprüft hatte, sowie ein langes Bowiemesser und reiste dem Lande zwischen dem Missouri und dem Missisippi zu, wo die vier bekannten Indianerstämme, die Kiowas, die Cheyennes, die Comanchen und die Apaches ihre Jagdgründe haben. Der Vorsicht halber hatte ich mir eine Empfehlung an einen deutschen Farmer, Namens Frank, mitgeben lassen, welcher an der äußersten Gränze wohnte und durch diesen sollte ich wieder mit einem andern Deutschen bekannt gemacht werden, der schon seit Jahren in den Prärien als Jäger lebte und bei den Indianern

unter dem Namen der „weiße Falke" in hohem Ansehen stand. Mein nächstes Ziel war Cansas-City, von dort begab ich mich nach Cherryvale, einem an der Lavrance- und Galveston-Eisenbahn gelegenen Ort, welcher damals erst im Entstehen begriffen war. —

Mehrere Leute warnten mich, als ich denselben meine Absicht mittheilte, nach dem nur von einigen Ansiedlern spärlich bewohnten Westen vordringen zu wollen; sie erzählten, daß gerade in der letzten Zeit verschiedene Reisende verschwunden wären und daß sich allgemein die Ueberzeugung geltend mache, dieselben seien ermordet worden. Durch diese Mittheilungen ließ ich mich indessen von dem einmal gefaßten Vorsatz nicht abbringen, und da der Amerikaner im Allgemeinen gegen Fremde sehr theilnahmslos ist, so gaben sie sich auch weiter keine Mühe, mich von meinem Vorhaben abzubringen und begnügten sich damit, mir den Weg nach Franks Farm möglichst genau zu beschreiben. So brach ich denn den anderen Morgen mit dem Frühsten auf, um das Blockhaus noch vor Anbruch der Nacht zu erreichen. Bald befand ich mich in der weiten, unabsehbaren Ebene allein, die, jemehr ich in dieselbe eindrang, um so entschiedener den Charakter der Wildniß annahm. Ich bekenne, daß mich ein Gefühl der Unbehaglichkeit und der Beklemmung ergriff, als ich, das einzige lebende Wesen, auf Wegen weiter schritt, die als solche nur

ganz undeutlich zu erkennen waren und deren Spur sich mitunter gänzlich verlor. Der Zauber der Romantik, welcher mich begleitet hatte, verschwand bald Angesichts der trockenen Wirklichkeit, die mir überall entgegentrat und ich fing an zu begreifen, was für ein abgehärteter Körper, welche Ausdauer und zähe Willenskraft dazu gehörte, um die Entbehrungen zu ertragen und die Hindernisse zu bekämpfen, die unter solchen Verhältnissen gar nicht zu vermeiden sind. Allerdings befand man sich hier im vollen Genuß seiner ursprünglichen Freiheit, aber dafür war man auch nur ausschließlich auf sich selbst angewiesen und mußte jeden Augenblick darauf gefaßt sein, mit der Büchse in der Hand um seine Existenz zu kämpfen. Diese Ueberzeugung machte sich bei mir im verstärkten Maße geltend, als ich mich über die Richtung des Weges, welchen ich einschlagen sollte, schließlich zweifelhaft wurde. So lange es Tag war, hatte ich mich, so gut es ging, zu orientiren gesucht, jetzt warf aber die Sonne bereits lange Schatten und bald hüllte sich die weite, öde Gegend in's Dämmerlicht und schließlich gänzlich in den Mantel der Nacht. Ich blieb stehen und blickte um mich und jetzt erst begriff ich, wie verlassen und rathlos ich war. In dem nahen Walde begann es sich zu regen, Thierstimmen wurden laut, hier und da hörte ich auch in der Ferne das Gebrüll eines Büffels. Mitunter kam es mir so vor, als

wenn ein Schatten an mir vorüber streife, oder ein Kopf in der Ferne auftauche und dann griff ich unwillkürlich nach meiner Büchse und machte mich schußfertig; denn meine erhitzte Phantasie ließ mich jeden Augenblick den Angriff irgend einer im Hinterhalt lauernden, nach meinem Scalp lüsternen Rothhaut vermuthen. Was sollte ich unter diesen Umständen thun? Diese Frage begann ich jetzt erst reiflich in Erwägung zu ziehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach blieb mir nichts anderes übrig, als die Nacht wachend in der Einöde zuzubringen, um am anderen Tage meine Wanderung fortzusetzen. Schon hatte ich meine wollene Decke ausgebreitet und war im Begriff mich, mit der Büchse in der Hand, auf derselben niederzustrecken, als ich plötzlich freudig überrascht auffuhr. Wenn auch noch sehr entfernt, hatte mein Auge doch einen Schein bemerkt, der sich wie ein in die Nacht hineinleuchtender Stern bemerkbar machte. Dies konnte nur von einem Licht herrühren und nun erhielt ich doch die Gewißheit, mich in der Nähe einer menschlichen Wohnung zu befinden. Von neuem Selbstvertrauen erfüllt, sprang ich auf, packte meine Decke wieder zusammen und schritt ermuthigt weiter, meine Blicke immer auf das Licht gerichtet, welches mir die Richtung angab, die ich verfolgen mußte. Endlich, nach einer Wanderung von mehr als einer Stunde, traten die Umrisse eines Ge-

bäudes hervor, welches ich, als ich mich demselben näherte, als ein Blockhaus erkannte. Ein hölzerner, ziemlich hoher Bretterzaun umschloß dasselbe, dessen vorderer Eingang wieder durch eine feste Thüre versperrt war. Tiefe Stille herrschte und nicht einmal ein Hund schlug an, obgleich die Ansiedler solcher entfernten Gegenden in der Regel deren mehrere zu besitzen pflegen. Ich war indessen damals noch zu wenig mit dem Leben an der Grenze bekannt, um hierin etwas Auffallendes zu erblicken; es genügte mir schon, mich nun wieder bei Menschen zu befinden und so donnerte ich denn mit dem Kolben meiner Büchse an das Thor und ließ einen Ruf erschallen, der den Bewohnern des einsam gelegenen Hauses anzeigen mußte, daß ein Fremder da war, welcher Einlaß begehrte. Es dauerte auch nicht lange, so trat die Gestalt eines Mannes aus dem Innern desselben und schritt dem Eingang der Farm zu. —

„Wer ist da?" fragte eine rauhe Stimme, während gleichzeitig durch die Spalten der nur lose zusammengefügten Bretter zwei Augen beobachtend mir entgegenleuchteten.

„Ein Reisender, welcher sich verirrt hat", lautete meine Antwort, „kann ich Nachtquartier bei Euch erhalten?" —

„Tretet ein“, lautete die kurze Antwort, und zugleich wurde der Riegel zurückgeschoben und der eine Thorflügel geöffnet, um mich hinein zu lassen.

Ein paar Minuten darauf befand ich mich in dem kleinen, niedrigen Zimmer und konnte nun die Personen unter denen ich mich befand, in näheren Augenschein nehmen. Es waren dies zwei Männer, in dem Alter zwischen dreißig und vierzig Jahren, von gedrungener Gestalt und mit groben Zügen, in welchen keineswegs etwas Zutrauenerweckendes lag, obgleich sie dies hinter der Zuvorkommenheit, welche sie an den Tag legten, möglichst zu verbergen bemüht waren. Ein Weib, ebenfalls in den mittleren Lebensjahren, dessen lauerndes Auge mich prüfend von der Seite streifte, trat mir nun auch mit dem Ausdruck einer Freundlichkeit entgegen, welche mich mit Mißtrauen erfüllte und dieses Mißtrauen steigerte sich, als ich bemerkte, wie die drei Personen einen heimlichen Blick des Einverständnisses mit einander in dem Augenblick austauschten, als sie sich von mir nicht beobachtet glaubten. Unwillkürlich fielen mir die Warnungen ein, welche mir zu Cherryvale zu Theil geworden waren und im Stillen beschloß ich auf meiner Huth zu sein.“

„Nehmt Platz“, sagte einer der Männer, und rückte einen Schemel an den roh zusammengezimmerten Tisch, — „ruht Euch aus und wenn Ihr sonst einer Stärkung

bedürft, so steht Euch dieselbe zu Diensten, denn wir halten nebenbei eine kleine Gastwirthschaft für die Reisenden, welche die äußerste Grenze des Westens besuchen." „Und Ihr seid doch jedenfalls auch auf einer solchen Reise begriffen?" fragte das Weib, indem es gleichzeitig ein grobes, nicht eben sehr reinliches Tuch über den Tisch deckte.

„Allerdings", entgegnete ich, „ich komme von Cherryvale und wollte eigentlich nach Frank's Farm, doch habe ich mich während der Nacht verirrt und konnte mich nicht mehr zurecht finden." —

„Da hättet Ihr freilich bedeutend mehr rechts gehen müssen", bemerkte einer der Männer, „Frank's Farm bildet den äußersten Posten an der Grenze und ist noch vier Stunden von hier entfernt." — „Langt zu und laßt es Euch schmecken", sagte jetzt die Frau, indem sie Brod, Butter, kaltes Fleisch und eine mit Whisky gefüllte Flasche auf den Tisch setzte. —

„Sie werden es wohl ganz natürlich finden, meine Herrn," bemerkte der Baron, „wenn ich Ihnen sage, daß sich bei mir unter solchen verdächtigen Umständen eben kein großer Appetit kundgab."

„Muß eine verdammt peinliche Situation gewesen sein", meinte Hauptmann Schlottheim, „konnten auch nicht Compagnie kehrt! kommandiren?" —

„Das ging nicht, mein lieber Kapitain, das würde die Catastrophe wohl nur beschleunigt haben. Das Klügste war die möglichste Ruhe und Unbefangenheit zu heucheln, und das that ich denn auch."

„Sie aßen also von den aufgetragenen Speisen?" fragte Hilmar.

„Das that ich allerdings, trotz meines Widerwillens; denn ich war ermüdet und bedurfte um so mehr der Stärkung, als ich ja nicht wissen konnte, was mir für die Nacht noch bevorstand." —

„Wollt Ihr nicht einen Schluck Branntwein zu Euch nehmen?" fragte die Frau, indem sie mir das Glas und die Flasche zuschob. „Derselbe ist gut, er wird von allen Reisenden gelobt und Euer Schlaf dürfte dann nur um so fester sein." —

„In diesen letzten Worten lag Etwas, wodurch mein Mißtrauen von Neuem rege gemacht wurde. Ein fester Schlaf ... Die verdächtigen Gesichter ... Die Aufdringlichkeit des Weibes ... ich combinirte und beschloß, unter allen Umständen die Vorsicht nicht aus den Augen zu lassen."

„Ich danke Frau", erwiderte ich so unbefangen wie möglich, „ich bin gewohnt mein eigenes Getränk bei mir zu führen und somit werdet Ihr erlauben, daß ich davon Gebrauch mache." —

„Wie Ihr wollt“, lautete die etwas mürrische Antwort, und abermals tauschte die Frau einen heimlichen Blick mit den Männnern aus.“

„So!“ sagte ich den Schemel zurückschiebend und mich erhebend, „nun habe ich mich gestärkt und jetzt seid so gut und weist mir den Ort an, wo ich mich niederlegen kann.“ —

„Im hinteren Theile des Hauses haben wir ein kleines Zimmer für die Fremden, welche bei uns übernachten“, lautete die Antwort, „Ihr findet dort ein gutes Lager und könnt nach Bequemlichkeit der Ruhe pflegen. Ich will Euch den Weg zeigen, denn auch für uns ist es Zeit, daß wir das Bett aufsuchen.“ —

Sie hatte das Licht ergriffen und stand im Begriff mir voranzugehen, als einer der Männer mir entgegentrat.

„Wollt Ihr Euer Gewehr nicht hier zurücklassen?“ fragte er und streckte gleichzeitig den Arm aus, um nach meiner Büchse zu greifen.

Ich glaubte wirklich, daß nunmehr der Augenblick gekommen sei, wo ich mein Leben würde vertheidigen müssen, und sprang daher entschlossen einen Schritt zurück. „Macht Euch keine Mühe“, sagte ich und blickte ihm dabei fest in die Augen, „ich trenne mich von meiner Waffe nie und somit gute Nacht!“ —

„Nun, wie Ihr wollt“, brummte der Kerl hinter mir her, „ich glaubte Euch einen Gefallen damit zu

thun und jedenfalls hättet Ihr auch ohne Euer Gewehr ebenso sicher und gut geschlafen." —

Wenige Minuten darauf befand ich mich in dem engen Raum, welcher mir als Schlafstelle angewiesen worden war, allein; denn meine Führerin hatte sich, nachdem sie das Licht auf einen gebrechlichen Tisch gestellt, schweigend entfernt.

Prüfend blickte ich umher. Es war, wie gesagt, ein kleines Gemach, dessen Wände aus zusammengezimmerten Brettern bestanden. Zwei Schemel und der vorerwähnte Tisch bildeten die einzigen Möbel; an der einen Wand, die eine Seitenfront des Blockhauses zu sein schien, stand ein Bett, bestehend aus ein paar wollenen Decken, einem Strohsack, über welchen ein Laken gebreitet war, und einem Kopfkissen. Sinnend stand ich eine Zeit lang in der Mitte des niedrigen Zimmers, ohne zu einem Entschluß gelangen zu können. So ermüdet ich auch war, konnte ich mich doch nicht entschließen, von dem für mich bestimmten Lager Gebrauch zu machen; die Leute hatten nun einmal in einer Weise meinen Verdacht erregt, daß ich denselben nicht mehr zu bemeistern vermochte. Leise schlich ich mich an die Thüre und fand bald, daß dieselbe weder ein Schloß hatte, noch von Innen verriegelt werden konnte. Ich öffnete dieselbe und horchte: Alles war inzwischen still geworden, es schien, als wenn sich die

Bewohner dieses einsam gelegenen Hauses wirklich ebenfalls zur Ruhe begeben hätten. Nun überlegte ich nochmals: sollte ich das Licht, welches durch die hereindringende Zugluft hin und her flackerte, brennen lassen oder auslöschen? Im ersten Fall hatte ich allerdings den Vortheil, einem etwaigen Angriff sofort begegnen zu können, aber ich war diesem Angriff dann auch um so mehr ausgesetzt und der Kampf eines Einzelnen gegen drei würde in diesem engen Raum ein zu ungleicher gewesen sein und es wäre aller Voraussicht nach auf keinen günstigen Erfolg zu rechnen gewesen. So beschloß ich denn im Finstern das Weitere abzuwarten. Ich zog meine Uhr heraus und ließ sie repetiren: es war gerade Mitternacht. Jetzt zog ich mich in die dunkelste Ecke des Zimmers zurück und setzte mich, die Büchse schußfertig in der Hand haltend, dort nieder, doch so, daß ich den Eingang stets im Auge hielt und nöthigenfalls mit ein paar Sätzen denselben erreichen konnte. Wie es in einer solchen Lage leicht begreiflich ist, war jeder Nerv meines Körpers gespannt und bei dem geringsten Geräusch, welches sich vernehmen ließ, fuhr ich, zur Vertheidigung meines Lebens bereit, empor. Endlich, nachdem abermals eine Stunde banger Erwartung verflossen war, vernahm mein lauschendes Ohr an der Außenseite des Blockhauses, gerade an der Stelle, wo sich das Kopfende des Bettes befand, eine Bewegung,

als wenn Jemand eine Wand behutsam zurückschöbe. Es war also eine künstliche Einrichtung vorhanden, welche es auf die eben beschriebene Weise gestattete, das arglose Opfer im Schlafe zu überfallen. Es dauerte auch nicht lange, so zeigte sich die Gestalt eines Mannes, welcher, wie es schien, ein kurzes Beil in der Hand schwang. Einen Augenblick beugte er sich nach vorn, dann fielen zwei wuchtige Schläge nieder, welche mir unfehlbar den Schädel zerschmettern mußten, wenn ich mich im Bett befunden hätte. Der dumpfe Schall machte aber den Mörder offenbar stutzig, er schien zu begreifen, daß er keinen menschlichen Körper getroffen hatte. Ein unheimliches Knurren, wie das eines Raubthieres, ließ sich vernehmen. Daß ihm sein Opfer entgangen war, schien der Kerl nunmehr zu begreifen und jetzt hatte er mich auch offenbar erblickt, denn er stieß einen kurzen, scharfen Pfiff aus, unstreitig ein im Voraus verabredetes Signal. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren, kurz gefaßt brachte ich die Büchse an die Schulter und im nächsten Augenblick krachte ein Schuß durch die Stille der Nacht. Ich hörte den Fall eines Körpers, aber gleichzeitig nahten sich auch eilige Schritte. Ich begriff, daß für mich in dieser Lage jede Minute kostbar war. Ohne Zögern sprang ich daher durch die Oeffnung in der Wand und befand mich unmittelbar darauf im Freien.

Aber dort starrte mir der hohe Bretterzaun entgegen und drinnen in dem kleinen Gemach gewahrte ich bereits Licht. Noch hatte ich einen Schuß abzugeben und schon suchte ich nach einem deckenden Gegenstand, um dort den Angriff des zweiten Mordgesellen abzuwarten, als ich eine Leiter erblickte, welche an der Umzäunung angelehnt war. Blitzschnell kletterte ich die Sprossen hinauf — ein Sprung und ich fühlte Boden unter meinen Füßen, gleichzeitig fiel aber auch von Innen ein Schuß und ich hörte, wie die Kugel in meiner unmittelbaren Nähe einschlug. Ich hatte keine Zeit zu verlieren. Ich mußte vermuthen, daß ich verfolgt werden würde und dann war der Ausgang noch immer ein sehr zweifelhafter. So stürzte ich denn in wilder Hast vorwärts und erst als ich den schützenden Wald erreicht hatte, blieb ich stehen, um Athem zu schöpfen. Ich lauschte, aber kein Geräusch ließ sich vernehmen, Alles blieb still. Jetzt zog ich mich tiefer in die Wildniß zurück und suchte mir eine verborgene Stelle, um mich auszuruhen, denn ich war bis zum Aeußersten erschöpft. Am anderen Morgen versuche ich mich zu orientiren und es gelang mir auch wirklich, den richtigen Weg aufzufinden.“ —

„Sie kehrten doch jedenfalls sofort nach Cherryvale zurück?“ meinte Werner.

„Selbstredend“, bemerkte der Baron, „die Lust, mit

dem „weißen Falken“ zu jagen und die Bekanntschaft der Indianer zu machen, war mir vorläufig vergangen.“

„Und was geschah weiter?“ fragte Lothar.

„Natürlich geriethen die Bewohner des kleinen Ortes in die höchste Aufregung. Man erinnerte sich wieder, daß in der Zeit von wenigen Monaten drei bis vier Personen verschwunden waren, welche den äußersten Westen bereist hatten und die sich gezwungen sahen, unterwegs zu übernachten. Gegen die Bewohner der kleinen Farm hatte sich bisher kein Verdacht geregt, denn dieselben lebten in großer Zurückgezogenheit und waren sogar wegen ihrer Friedfertigkeit in der ganzen Gegend geachtet, man hatte sich deshalb auch allgemein der Ansicht zugeneigt, die Vermißten seien in die Hände der, wegen ihrer Treulosigkeit und ihres Blutdurstes bekannten „Knowas“ oder „Apaches“ gerathen, und von diesen getödtet worden. Jetzt gestaltete sich die Sache aber anders; Jedermann sprach die Ueberzeugnng aus, daß die Bewohner des abgelegenen Wirthshauses die Mordthaten begangen hatten. Am anderen Tage fand ein Massenauszug statt, um sich der Verbrecher zu bemächtigen und an Ort und Stelle Nachsuchungen zu halten. Aber das Nest war leer, die Vögel waren ausgeflogen und obgleich die Gegend nach allen Richtungen zu Fuß und zu Pferde durchsucht wurde, so entdeckte man doch keine Spur von den Flüchtlingen.

Von diesen war die achtundvierzigstündige Frist, die ihnen geblieben, dazu benützt worden, um vor ihren Verfolgern einen bedeutenden Vorsprung zu gewinnen und man vermuthete, daß sie sich auf das Gebiet eines der Indianerstämme geflüchtet hätten, mit denen sie, wie es sich jetzt herausstellte, schon seit längerer Zeit im engen Verkehr gestanden." —

„Und welche Resultate ergaben sich bei Durchsuchung des verdächtigen Hauses?" fragte Hilmar.

„Grauenerregende. Zunächst entdeckte man in dem Schlafzimmer hinter der Wirthsstube eine Fallthüre und darunter eine sechs Fuß tiefe und fünf Fuß breite Höhlung. An den Wänden derselben bemerkte man geronnenes Blut. Leichen waren nicht vorhanden, als man aber im Garten die Erde mit einem spitzen Eisen durchwühlte, stieß man nach und nach auf sechs Ermordete, denen Allen der Schädel mittelst eines furchtbaren Schlages zerschmettert worden war." *)

Herr von Lockstädt schwieg und auch die übrigen Herrn konnten sich dem Eindruck, welchen die Erzählung auf sie gemacht hatte, nicht entziehen. Nach einer kleinen Pause fuhr der Baron, zu Hilmar gewendet, fort:

---

*) Siehe Wochenblatt des Neu-Yorker Journals Nr. 468 vom 21. Mai 1873.

„Da haben Sie nur ein Beispiel unter Vielen, es wird Ihnen aber beweisen, in welche hülflose Lagen der Einzelne häufig in jenen fernen Gegenden geräth, und wie sehr die Romantik dabei in den Hintergrund tritt, wenn es sich um den Kampf um das nackte Leben und um Entbehrungen jeder Art handelt.“ —

„Nun, jedenfalls sind wir Ihnen für die lebhafte Art und Weise, mit welcher Sie uns dieses ‚Abenteuer im Westen‘ vorgetragen haben, zum besten Dank verpflichtet,“ bemerkte Lothar, „und,“ setzte er mit einer verbindlichen Verbeugung hinzu, „ich hoffe, daß uns auch noch für spätere Abende der reiche Inhalt Ihrer Reisemappe nicht verschlossen bleiben wird.“ —

Damit gab der Graf das Zeichen zum Aufbruch und die Herrn trennten sich im Bewußtsein, einige angenehme Stunden verlebt zu haben.“ —

# Siebentes Kapitel.

## Der Graf und Elfride.

Ungeachtet des ziemlich geräuschvollen Lebens der letzten Wochen und der damit verbundenen Zerstreuungen, hatte der Graf von Steinhausen doch Zeit gewonnen, manche Stunde in stiller Zurückgezogenheit sich selbst zu widmen und sich dabei Betrachtungen hinzugeben, welche mit den Gefühlen seines Herzens im engsten Zusammenhang standen. Trotz seines stillen ruhigen Wesens konnte er sich doch gewissen Einflüssen, die nun einmal in der menschlichen Natur begründet sind, gleich anderen Sterblichen, nicht entziehen, nur daß er die Kraft besaß, eine in seinem Herzen auflodernde Flamme unter der Maske der Ruhe vor den Augen Anderer zu verbergen, und daß er seinem Verstand stets das Recht einräumte, sich solchen empfindsamen, oft tief einschneidenden Regungen gegenüber

geltend zu machen. Diese Selbstbeherrschung hatte er sich auch dem Fräulein von Felsberg gegenüber möglichst zu bewahren gesucht, aber von dem Blendenden ihrer Erscheinung war er doch mehr umstrickt worden, als er sich selbst eingestehen wollte, und der feinen, scharfen Beobachtungsgabe Elfridens war es nicht entgangen, welchen Erfolg ihr gewandtes Intriguenspiel hatte und wie es dem Grafen immer schwerer wurde, sich in seiner bisher neutralen Stellung zu behaupten.

Mit Genugthuung gewahrte sie, wie Lothar geflissentlich die Gelegenheit aufsuchte, wo er mit ihr möglichst ungestört und unbeobachtet verkehren konnte, und auf dem Gute seines Freundes, des Freiherrn von Hohenheim, fand sich hierzu im engen Familienkreise die beste Gelegenheit. Albertine hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, das Glück Ihrer Freundin durch eine Heirath mit dem Grafen zu begründen und so fand derselbe auch von dieser Seite her, wenn es sich darum handelte, mit dem Fräulein von Felsberg ein Stündchen unter vier Augen zuzubringen, ein nachsichtiges Entgegenkommen.

Wir haben bereits erwähnt, daß Frau von Hohenheim ihrer Freundin auf der „Fasanerie" ein kleines Atelier hatte einrichten lassen, wo Elfride nun oft halbe Tage verweilte, um ihren künstlerischen Studien obzuliegen. Eines Tages nun, spät am Nachmittag, hielt

Lothar dort sein Pferd an. Ein alter Mann, welcher daselbst die Stelle eines Castellans bekleidete, eilte herbei, um ihm dasselbe abzunehmen.

„Ist das gnädige Fräulein oben im Zimmer?“ fragte er, indem er sich leicht aus dem Sattel schwang.

Diese Frage war eigentlich ganz unnöthig, denn Elfride hatte ihm Tags zuvor mit einem so zauberisch anmuthigen Lächeln gesagt, daß sie zwar in der Regel Niemand das Betreten ihres Ateliers gestatte, daß sie aber in Bezug auf ihn einmal eine Ausnahme machen wolle und daß sie hoffe, er werde eine solche Gunst zu schätzen wissen. Ihre Augen strahlten dabei in so verlockender Weise, ihre schlanke, biegsame Gestalt, verbunden mit einer ausgesuchten Toilette, erschien so verführerisch, daß Lothar alle Vorsicht vergaß und gegen die Macht dieser blendenden, in ihrer freien Beweglichkeit doppelt gefährlichen Schönheit, vergebens anzukämpfen suchte. Mit leuchtenden Blicken hatte er für die ihm erwiesene Huld gedankt und für diesen Nachmittag war die Zusammenkunft verabredet worden. Jetzt stieg er, nicht ohne Erregtheit, zum obern Stock hinauf, jetzt klopfte er leise an die Thüre und ein lautes, fast neckisch klingendes „Herein!“ lud ihn zum Eintritt ein. Elfride saß an der Staffelei, wendete aber nunmehr den Kopf und noch nie hatte ein helleres, verführerisches Lächeln einen Mann begrüßt, als das war, in welches

sich das Fräulein von Felsberg in dem Augenblick hüllte, wo Herr von Steinhausen sich vor ihr verbeugte.

„Also doch Wort gehalten!" rief lebhaft die junge Dame, „ich fürchtete schon, daß auch diesmal Ihre Zauberpolitik Sie davon abhalten würde, hier zu erscheinen." —

„Meine Zauberpolitik?" — und der Graf betrachtete mit leuchtenden Blicken die verführerische Gestalt dieser Hebe — „Können Sie wirklich im Ernst glauben, daß ich jemals zögerte, wenn es galt, Ihren Wünschen und Befehlen Folge zu leisten?" —

Elfride zeigte unter einem zweiten zauberischen Lächeln ihre weißen Zähne.

„Wie lange kennen wir uns denn eigentlich schon?" fragte sie jetzt mit einem kühnen Gedankensprunge.

„Ich glaube es sind nun vier Jahre. Sie fingen damals gerade an, die ersten Gesellschaften zu besuchen." —

„Eine Ewigkeit!" seufzte die Schöne.

„Eine sehr kurze Zeit für Diejenigen, denen es vergönnt ist, sich an solchen Reizen zu erquicken," entgegnete im warmen Tone Lothar.

Elfriede machte eine kokette, abwehrende Bewegung. „O, gehen Sie doch, so Etwas ist schon hunderten meines Geschlechts gesagt worden! Also nicht weiter

bis zur bloßen Phrase wissen Sie sich mir gegenüber zu erheben?"

Das Herz unseres Bekannten schlug immer unruhiger; diesmal hatte ihn ein so zauberischer Blick getroffen, daß die Gefühle, welche er ihr doch eigentlich längst im Stillen entgegengetragen, mächtig überzuwallen begannen.

Stotternd begann er: „Sie wissen, wie tief ich Sie verehre, von einer Phrase kann daher auch nicht die Rede sein." Dann versuchte er abzulenken und fuhr fort: „Ich sehe, Sie haben da eine Landschaft angefangen, darf ich mir erlauben etwas näher zu treten?" —

Das Gesicht des Fräuleins zeigte eine Enttäuschung, ja, das noch soeben in den Schmelz der Hingebung getauchte Auge, blitzte sogar zornig auf. Elfride hatte offenbar etwas ganz Anderes, als die Besichtigung dieses erst halb vollendeten Bildes erwartet.

„Nein, es ist nicht der Mühe werth, daß Sie diese Bagatelle betrachten," und dabei rüttelte sie im sichtbaren Unmuth und ziemlich unweiblich an der Staffelei und versuchte dieselbe bei Seite zu schieben.

Elfride hatte offenbar im Zorn der getäuschten Erwartung alle Vorsicht vergessen, der Graf aber fühlte sich plötzlich um ein Merkliches abgekühlt. Unwillkürlich fiel ihm eine Geschichte ein, die ihm zu Ohren gekommen war, und nach welcher sich das Fräulein wegen

einer Kleinigkeit handgreiflich an ihrer Kammerjungfer vergangen haben sollte.

Letztere schien inzwischen den begangenen Fehler eingesehen zu haben und versuchte nun wieder einzulenken. Vertraulich legte sie die kleine Hand auf Lothars Schulter, blickte ihm süßlächelnd in's Auge und sagte im einschmeichelnden Tone:

„Nicht wahr, ich bin recht unartig? Ja, ja, daß ich dies bin, das weiß ich! Nun, wollen wir Frieden schließen, Sie böser Mann? — Sie verursachen mir wirklich mehr Unruhe, als Sie verdienen!" —

Wieder schwankte der Graf hin und her; diese, einem Geständniß fast gleichkommenden Worte, hatten die kleine Scene von vorhin bereits in Vergessenheit gerathen lassen. Mit der früheren Freundlichkeit antwortete er unter einer artigen Verbeugung:

„Kleine Launen muß man sich von Damen schon gefallen lassen, besonders wenn Schönheit und Liebenswürdigkeit im Voraus eine Entschuldigung dafür gestatten." —

„So bleiben wir also die alten Freunde?" fragte Elfride, wobei sie Steinhausen mit ihrem gewinnendsten Lächeln anblickte.

Dieses Lächeln besiegte den letzten Groll des Grafen; in seiner ohnedem nur mühsam behaupteten Ruhe erschüttert, war er wieder ein Gefangener in den Netzen

dieser Armida. Er verneigte sich tief. „Wer könnte Ihnen zürnen, selbst wenn man dazu Ursache hätte," bemerkte er.

„Nun bin ich beruhigt!" rief die junge Dame in einem so weichen, hingebenden Tone, daß Lothar vollends jede Vorsicht vergaß und im Begriff stand, seinem überwallenden Herzen durch feurige Worte Ausdruck zu geben, als er sich hierin plötzlich in ganz unerwarteter Weise unterbrochen sah.

Unten im Hofe wurde es auf einmal laut und es war, als wenn ein Reiter vom Pferde sprang. Elfride zuckte betroffen zusammen, als sie diese Stimme vernahm und auch dem Grafen kam dieselbe sehr bekannt vor.

„Wie es scheint, erhalten Sie Besuch," bemerkte er mit einem leichten Stirnrunzeln — „ein Herr zu Pferde — — ich würde es wirklich bedauern, wenn meine Gegenwart eine Störung verursachte." — —

Graf Steinhausen hatte diese Worte in einem so gereizten Tone und mit so unverholener Ironie gesagt, daß das Fräulein von Felsberg den Sinn derselben gar nicht mißverstehen konnte. Stolz richtete sie sich daher auch empor und obgleich sie wußte, daß sie eine Unwahrheit sagte, antwortete sie doch scheinbar tief verletzt:

„Herr Graf, Ihre Worte... ich muß in der That bitten, daß Sie dieselben sofort zurücknehmen... die Beleidigung, welche darin für mich liegt...“

Weiter fortzufahren vermochte sie indessen nicht, denn in diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und Prinz Heinrich wurde sichtbar.

In unverkennbarer Ueberraschung fuhr er fast zurück, als er den Grafen erblickte, welcher ihm kaltblütig lächelnd gegenüber stand und es bedurfte erst des Austausches eines heimlichen Blickes mit Elfride, ehe er seine volle Fassung wieder erlangte. Er verbeugte sich gegen Lothar und sagte in seiner leichten, gefälligen Weise:

„Jedenfalls eine Ueberraschung für uns Beide, lieber Graf, dieses Zusammentreffen bei unserer reizenden Egeria in ihrer Waldeinsamkeit.“

„Allerdings Hoheit. Um aber Mißverständnissen vorzubeugen und um keine falschen Schlüsse daraus zu ziehen, muß ich bemerken, daß mein Besuch ein längst vorbereiteter war; eine ganz harmlose Verabredung.“ —

Lothar hatte diese Worte mit stolz erhobenem Kopfe, fast in herausfordernder Weise an den Prinzen gerichtet. Dieser schien aber in keiner Weise geneigt, einen Streit hervorzurufen, vielmehr die Pflicht zu fühlen, jede nur mögliche Rücksicht auf das Fräulein von Felsberg zu nehmen. —

Lachend entgegnete er daher:

„In solcher Weise vermag ich mein unerwartetes Erscheinen hierselbst allerdings nicht zu rechtfertigen. Der Zufall führte mich auf meinem gewöhnlichen Spazierritt hier vorüber und da ich vernahm, daß unsere reizende Fee anwesend sei, so konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, derselben meine Huldigungen zu Füßen zu legen.“ —

„Aber künftig muß ich doch ernstlich bitten, dies zu unterlassen,“ bemerkte Elfriede scheinbar zürnend. „Hoheit würden mich sonst von hier vertreiben. Und was das Hiersein des Grafen Steinhausen anbelangt, so ist dies selbstredend nur ein Ausnahmefall.“ —

Prinz Heinrich verneigte sich mit einem chevaleresken Lächeln.

„Genügt es, daß ich für den begangenen Frevel reumüthig Abbitte thue?“ fragte er.

„Aber nur unter der Voraussetzung, daß sich derselbe nicht mehr wiederholt,“ lautete die im versöhnenden Tone ertheilte Antwort.

Lothar hatte seinen Hut ergriffen; er war ein viel zu fein gebildeter Mann, um sich eine Empfindlichkeit merken zu lassen.

Er verbeugte sich. „Ich glaube, ich habe die Zeit, welche mir von dem gnädigen Fräulein für die er-

betene Audienz bewilligt wurde, bereits überschritten; ich halte es daher für Pflicht mich zu empfehlen." —

„Aber weshalb wollen Sie schon aufbrechen?" fragte die junge Dame. „Nun," setzte sie hinzu, „jedenfalls wird Hoheit die Gewogenheit haben, Sie zu begleiten." —

Der Prinz verstand diesen Wink vollkommen. „Natürlich," erwiderte er, „es war ja ohnedem nur eine Visite en passent. Au révoir also, reizende Bewohnerin dieser Waldeinsamkeit, und nochmals Verzeihung für den Frevel meines unangemeldeten Erscheinens." —

Unter einem Gespräch, bei welchem es sich nur um ganz gleichgiltige Dinge handelte und dessen kalter Ton darthat, daß hier lediglich der Höflichkeit genügt wurde, ritten die beiden Herren den Abhang des Berges hinunter. Dort hielt Prinz Heinrich sein Pferd an und sagte:

„Hier trennen sich unsere Wege, Herr Graf. Ich bedauere sehr, die Ursache einer Störung gewesen zu sein, die von mir gewiß vermieden worden wäre, wenn ich Ihre Anwesenheit auf der Fasanerie hätte ahnen können." —

Diese, mit der größten Höflichkeit gesprochenen Worte, wurden jedoch mit einem gar nicht mißzuverstehenden ironischen Blick begleitet.

„Hat durchaus nichts zu bedeuten, Hoheit," erwiderte Lothar, diesen Blick in gleicher Weise zurückgebend und

kalt seinen Hut lüftend, gab er seinem Pferde die Sporen und jagte davon.

Der Eindruck dieses Zusammentreffens war indessen ein solcher, daß dadurch das Mißtrauen gegen Elfride bei Lothar von Neuem wach gerufen wurde. Ihr Verhältniß zu dem Prinzen erschien ihm auf einmal wieder unklar und da fühlte er, welche Gewalt sie über ihn ausübte.

So schwankte er hin und her und konnte zu keinem Entschluß gelangen, doch nahm er sich vor, nunmehr doppelt vorsichtig zu sein und noch schärfer wie bisher zu beobachten. —

Als auch das Fräulein eine Stunde später nach dem Gute zurückgekehrt war und sich mit der Generalin allein befand, fragte diese:

„Nun, hat sich der Graf von Steinhausen noch nicht erklärt?"

„Er scheint Fischblut zu haben," bemerkte Elfride, mit den Achseln zuckend, oder er ist ein Narr, der Moral-Philosophie treibt." —

„Und Du treibst Gefühlspolitik," meinte die Mutter nicht ohne einen Anflug von Vorwurf — „der Graf ist allerdings ein schöner und auch ein sehr reicher Mann, aber Variatinski bietet Dir in letzter Beziehung noch weit vortheilhaftere Chancen und seine Gattin wird in

ihrem Willen von ihm gewiß nicht beschränkt werden, davon bin ich überzeugt.“ —

„Nun, Variatinski bleibt mir ja noch immer“, entgegnete die Tochter, „ich halte ihn am Schnürchen, er ist mir sicher.“ —

„Aber es wird Zeit, daß Du Dich entscheidest. Du bist ohne Vermögen, mein Kind, und ich gestehe es Dir offen, die Nähe des Prinzen macht mich bange, — er ist leichtsinnig, rücksichtslos, ich zittere, wenn ich denke, daß er Dich zu kompromittiren vermöchte, und daß Deine Zukunft dadurch gefährdet werden könnte.“

Ein leises Roth färbte bei dieser Hinweisung die Wangen Elfridens und ihre Augen flackerten einen Augenblick etwas unruhig. Aber sogleich gewann sie ihre Fassung wieder und lächelnd antwortete sie:

„Mache Dir darüber keine Sorgen. Dieses Schaukelspiel bin ich übrigens auch müde und Du hast Recht, der Russe ist auch eine sehr annehmbare Partie. Gedulde Dich nur noch kurze Zeit, dann werde ich meine Entscheidung getroffen haben.“ —

Lothar hatte übrigens schon in der nächsten Zeit Gelegenheit zu prüfen, inwieweit er die Kraft besaß, die von ihm gefaßten Vorsätze durchzuführen und ob es ihm überhaupt nicht gelingen würde, in sein Verhältniß zu dem Fräulein von Felsberg Klarheit zu bringen. Das plötzliche Erscheinen des Prinzen auf

der Fasanerie hatte ihn allerdings frappirt und von Neuem mißtrauisch gemacht, aber dessen Behauptung, ein Spazierritt habe zufällig zu diesem Besuch Veranlassung gegeben, konnte ja auf Wahrheit beruhen und dann war Elfride schuldlos. Diese Annahme gewann zuletzt auch bei ihm die Oberhand und einmal wieder beruhigt, fand er keinen Grund, weshalb er sich grollend zurückziehen sollte. Bereitwillig nahm er daher etwa acht Tage später eine ihm zugehende Einladung des Freiherrn von Hohenheim an. Es sollte sich diesmal auf dem Gute nur ein kleiner Kreis von engen Bekannten zusammenfinden, zu denen außer dem Grafen Variatinski auch der Hauptmann Schlottheim gehörte. Der Letztere fuhr mit dem Grafen in dessen Equipage nach dem Edelsitz. Beide Herrn hatten heute Uniform angelegt, der Capitän, wie er sich diplomatisch ausdrückte, weil es nun einmal im Leben Dinge gebe, die man unter gewissen Verhältnissen nicht vermeiden könne, Lothar, weil sich der Wunsch bei ihm geltend gemacht hatte, diesmal auch in seinem Aeußeren so empfehlend wie möglich vor Elfriede zu erscheinen. Und man mußte zugeben, daß seine schöne, kräftige Gestalt durch den glänzenden Anzug, welchen er trug, auf das Vortheilhafteste hervorgehoben wurde. Auch das Fräulein von Felsberg hatte mit Hilfe ihrer in den Toilettenkünsten erfahrenen Zofe nichts versäumt,

um so anziehend wie möglich aufzutreten und diese Absicht war ihr auch auf das Vollständigste gelungen.

Als sie an der Seite ihrer Mutter erschien, verbeugte sich Graf Variatinski mit einem solchen unzweideutigen Ausdruck der Bewunderung vor ihr, daß dies auf den Lippen der jungen Dame ein leichtes Lächeln hervorrief; selbst Hauptmann Schlottheim richtete sich straffer in die Höhe und murmelte: „Alle Wetter, Compagnie kehrt! Hier gibt's Schnellfeuer!" und zog sich dabei wirklich etwas tiefer in den Hintergrund zurück, und auch Frau von Hohenheim sagte in ihrer neidlosen heiteren Weise: „Nun wirklich Kind, bei Dir kann man etwas lernen, Du bist ja zum Entzücken schön!" worauf der Russe wie ein Echo die Worte: „Zum Entzücken schön!" unter einer abermaligen tiefen Verbeugung und mit einem schwärmerischen Blick wiederholte. Aber erst als Graf Steinhausen in das allgemeine Lob einstimmte, schien Elfriede vollkommen befriedigt und ihr Gesicht nahm einen so gewinnenden Ausdruck an, daß sich der Graf vor der Erscheinung des jungen Mädchens, welches jeden ihrer Blicke und ihrer Bewegungen mit der größten Gewandtheit und Sicherheit beherrschte, von Neuem wie bezaubert fühlte und der unangenehme Eindruck, welchen das Erscheinen des Prinzen auf der Fasanerie bei ihm zurückgelassen hatte, nun vollends in den Hintergrund trat.

Man hatte nach dem Diner unter einer Gruppe prächtiger, breitästiger Linden den Kaffee eingenommen und hier im Freien gestaltete sich die Unterhaltung zu einer zwangloseren und vertheilte sich mehr auf die einzelnen Personen. Herr von Hohenheim vertiefte sich allmälig mit dem Grafen Bariatinski in ein interessantes Gespräch über die Petersburger Zustände, an welchem auch Hauptmann Schlottheim lebhaften Antheil nahm. Die Gutsbesitzerin dagegen unterhielt sich mit der Generalin, was indessen beide Damen nicht verhinderte, Elfriede und den Grafen heimlich zu beobachten. Mit Mit Genugthuung bemerkten sie, daß nach dieser Seite hin das Gespräch immer lebhafter wurde; Elfriede lachte und scherzte und schien ihre ganze Liebenswürdigkeit zu entfalten, um Lothar in ihre Zaubernetze zu ziehen und dem Anschein nach war ihr dies auch vollständig gelungen, denn die gute Laune desselben steigerte sich sichtbar und in seinen Augen strahlte ein Feuer, welches von der Erregtheit seines Innern ein unzweideutiges Zeugniß ablegte. Unwillkürlich hatte sich die junge Dame scherzend und neckend von der Gesellschaft mehr entfernt, in Uebereinstimmung mit den stillen Wünschen des Grafen, welcher sich in einer Aufregung befand, die bei ihm das sehnsüchtige Begehren nach einer unbeobachteten Unterhaltung unter vier Augen schließlich zum heißen Wunsche machte. Offenbar war

die Situation für ihn eine bedeutungsvolle und die nächste Viertelstunde konnte vielleicht schon eine für seine Zukunft inhaltsschwere Entscheidung herbeiführen, denn die Ruhe war ihm in der Erregtheit sichtbar verloren gegangen.

Elfridens Blicke leuchteten, als sie tändelnd und spielend den schönen und so gut situirten Mann bereits gefesselt nach sich zog, denn was er empfand, war deutlich genug zu erkennen und es bedurfte seinerseits nur eines kurzen Geständnisses, um sie an das Ziel ihrer Wünsche zu bringen.

Wirklich, die Stelle wo sich Beide jetzt schließlich befanden, war ganz dazu geeignet, um eine solche Schlußscene herbeizuführen. Ein Rondel von dichtem Unterholz eingefaßt, durch welches kein Späherblick dringen konnte — eine lautlose Stille — eine bequeme Gartenbank die dem Müden zur Ruhe einlud: in der That, das Plätzchen war der Situation wie angepaßt und konnte nicht besser gewählt werden. —

„Mein Gott, wo sind wir schließlich hingerathen!" rief jetzt das Fräulein, die Ueberraschte spielend, „man wird uns vermissen — kommen Sie Graf, wir wollen zu der Gesellschaft zurückkehren." —

„Nein," sagte dieser lebhaft, „erfüllen Sie meine Bitte und lassen Sie uns auf dieser Bank für einige Minuten Platz nehmen. Hier ist Poesie und dort ist

Prosa," fuhr er noch erregter fort, „in Ihrem Zauberbanne befinde ich mich nun ja doch einmal." —

„Wirklich?" rief Elfride mit einem Blick des Triumphes, „ei, da sprechen Sie ja ein großes Wort gelassen aus!... Nun, wenn ich Sie nun aufforderte, dies zu meinen Füßen zu wiederholen? — aber merken Sie wohl, mein Herr Graf, in solchen Dingen verstehe ich keinen Spaß; ich würde es als ein bindendes Geständniß betrachten." —

„Ich bin dazu bereit," wollte Lothar sagen, aber das Wort wurde ihm ganz unerwartet durch ein heftiges Niesen, welches sich vernehmen ließ, abgeschnitten. Das Fräulein von Felsberg fuhr in die Höhe und ein recht böser Blick, welcher offenbar dem unliebsamen Störenfried galt, machte sich bei ihr bemerkbar. Auch Lothar blickte etwas verwirrt um sich; es war ihm, als wenn er eben aus einem phantasiereichen Traume erwachte.

In diesem Augenblick näherte sich Graf Bariatinski, welcher das Paar etwas mißtrauisch betrachtete und eine kleine Schadenfreude nicht verbergen konnte.

„Verzeihung, wenn ich störe," sagte er unter einer tiefen Verbeugung, „aber ich bin nur der Abgesandte der übrigen Gesellschaft. Man vermißt die leuchtende Sonne, um welche sich die übrigen Planeten drehen." —

„Aber Sie haben mich durch Ihr heftiges Niesen

erschreckt," bemerkte die junge Dame noch immer mit gerunzelter Stirn.

„Dies lag natürlich nicht in meiner Absicht, aber ein unwiderstehlicher Reiz... ich vermochte demselben in der That nicht zu widerstehen, da... bitte tausendmal um Entschuldigung"... und der Graf wendete sich bei Seite und nieste noch lauter wie vorher.

Unwillkürlich mußte Elfride lachen und in scheinbar heiterer Stimmung kehrte man zu der übrigen Gesellschaft zurück.

Die Generalin suchte aus den Blicken ihrer Tochter herauszulesen, ob es zwischen ihr und dem Grafen zu einer Erklärung gekommen sei. Diese aber trat ganz unbefangen zu Frau von Hohenheim heran und that, als wenn nicht das Mindeste vorgefallen sei. Um dem Russen vollends sein Mißtrauen zu benehmen, richtete sie an denselben unmittelbar darauf einige so liebenswürdige Worte, daß die Augen des kleinen korpulenten Herrn vor Vergnügen aufleuchteten und er alle Mittel aufbot, um sich so galant wie möglich zu zeigen und den Vorwurf, welchen er sich bei Elfride durch sein vorzeitiges Niesen zugezogen hatte, wieder auszugleichen. So trennte man sich schließlich, ohne daß es auch diesmal zu einer Erklärung zwischen dem Grafen und dem Fräulein von Felsberg gekommen war.